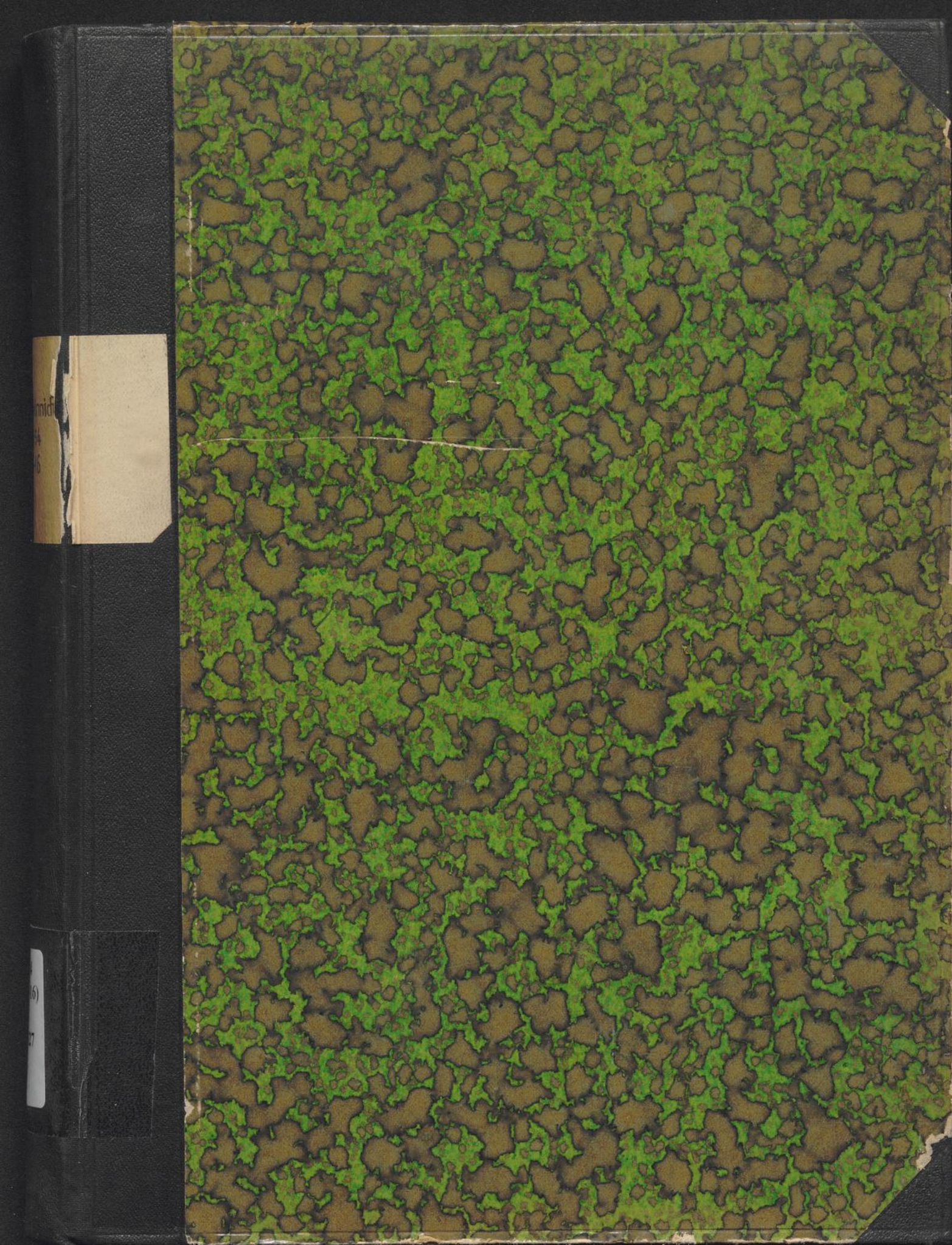




UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1914

1 (1914)







Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Erdrerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.



32. Jahrgang.
Nr. 1.

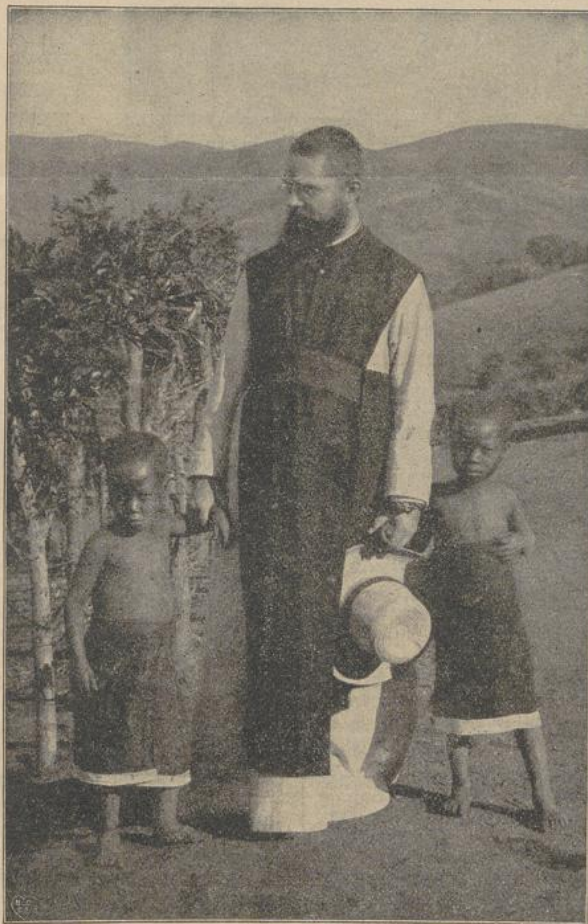
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Januar 1914.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Kinderchen, kommt mit mir in die Missionschule!
(P. Bernard Barbian, Mariannhill.)



Von links nach rechts: Br. Alpho Behr, Br. Marianus Magiera,
Br. Agathon Wimmer, Br. Amadeus Scheidgen.



Die Mitglieder der Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln am Rhein, die Brüder Agathon Wimmer, Marianus Magiera, Amadeus Scheidgen und Alpho Behr, entbieten den geehrten Lesern und Freunden des „Vergißmeinnicht“ zum kommenden Jahreswechsel die besten Glück- und Segenswünsche. Bei diesem Anlasse danken sie allen Gönnern und Wohltätern unserer Mission für das bisher geschenkte Vertrauen mit der ergebenen Bitte, der Mariannhiller Mission auch fernerhin ein freundliches Wohlwollen zu bewahren.



Zum neuen Jahr!

Ein Jahr um's and're geht,
Nur Eines fest besteht,
Und das ist Gottes Lieb' und Güt';
Die geht durch's ganze Leben mit!

Die hält für uns noch treue Wacht,
Wenn's letzte Stündlein bange macht;
Die deckt uns warm und leise zu,
Wenn wir einst geh'n zur ew'gen Ruh.

Der Lieb' vertrau' d'ch wieder an,
Dann nichts dir widerfahren kann;
Auf diese Lieb' bau' allezeit,
Dann geht dir's wohl in Ewigkeit! —

Vor allem wünschen wir unseren geehrten Lesern und Leserinnen zum bevorstehenden Jahreswechsel ein recht gutes, gnadenreiches neues Jahr! Gottes reichster Segen sei der dauernde Anteil all' unsrer edlen Freunde, Gönner und Wohltäter, die der Mariannhiller Mission schon so viel Gutes getan! Der Herr segne sie und all' jene, die ihnen nahe stehen, und vergelte ihnen tausendfach für Zeit und Ewigkeit jede, auch die kleinste Liebespende! Im Buche des Lebens möge jede dieser Seelen verzeichnet sein, und schwer falle jede ihrer Gaben in die Waagschale am Tage der kommenden Abrechnung; ja, der Segen ihrer guten Werke folge ihnen nach selbst über's Grab hinaus und werde ihnen zur Quelle des Trostes

und zur Mehrung der Verdienste für die ganze Ewigkeit. —

Was wird das neue Jahr uns bringen? O fragen wir gar nicht darnach; wir stehen in Gottes Hand und werfen all' unsere Sorgen auf den Herrn. Wie es im Himmel der Wille ist, also geschehe es! Unser einziges Bestreben sei, die kostbare Zeit, diese edle Himmelsgabe, mit der wir uns ein ewiges Reich erkaufen können, möglichst gut zu benützen.

Unsere geehrten Gönner und Wohltäter aber bitten wir auch für das kommende Jahr um ihr geneigtes Wohlwollen, denn wir sind auf ihre mildbreiche Hand dringender angewiesen, denn je. Mit der beständigen Ausdehnung unserer Mission wachsen unsere täglichen Bedürfnisse, über 3000 Personen sitzen täglich an unserem Tisch, und wollen überdies von uns gekleidet und untergebracht sein, brauchen Schulen, Kirchen und vieles, vieles andere. Besonders groß sind auch die Ausgaben fürs neue Lehrerseminar, für das unser Hochwürdigster Vater Abt persönlich in der Dezember-Nummer des „Vergißmeinnicht“ einen Aufruf erlassen hat, desgleichen für den Ausbau unseres Missionshauses „St. Paul“, das sozusagen noch immer in den Kinderschuhen steckt und noch gar manche Einrichtung braucht, wenn es nur halbwegs seiner Aufgabe entsprechen soll. Möge uns daher der liebe Gott im kommenden

Jahr die bisherigen Freunde und Wohltäter erhalten und ihnen recht viel neue zuführen! —

Die beste und willkommenste Hilfe wäre für uns allerdings die Ankunft neuer, frischer Arbeiter, d. h. frommer, seeleneifriger *P o s t u l a n t e n*. Immer wieder und wieder ertönt aus unserer südafrikanischen Mission der Ruf: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende!“ Hier kann sich jeder in seiner Art nützlich machen, kann seine eigene

Seele retten und behilflich sein, die Seelen anderer für den Himmel zu gewinnen. Das Missionsfeld ist groß, die Bedürfnisse sind überaus mannigfaltig. Wir brauchen Priester und Priesteramtskandidaten, Ärzte, Architekten, Ingenieure, Mechaniker, Schlosser, Schmiede, Klempner, Elektrotechniker, Setzer, Drucker, Buchbinder, Uhrenmacher, Schneider, Gerber, Sattler, Schuhmacher, Schreiner, Wagner, Küfer, Müller, Bäcker, Maler, Photographen. Maurer, Steinhauer, Zimmerleute, Defonomen, Gärtner, Pomologen usw., kurz alle sind uns willkommen und jeder findet eine seinen Talenten und Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung. Hauptbedingung dabei allerdings bleibt, daß er wahren Ordensberuf habe, sowie Liebe und Lust zur Mission. Hat er dies, so ergibt sich alles übrige von selbst.

Manch anderer wiederum, der sich zwar selbst nicht zum hl. Missionswert berufen fühlt, könnte im Kreise seiner Bekannten jungen, hoffnungsvollen Leuten durch Rat und Tat zum Eintritt in die Mission behilflich sein. Wer einem braven Knaben oder Jüngling zum hl. Ordensstande oder gar zum Amte eines Missionspriesters verhilft, tut mehr, als wenn er dem Herrn einen goldenen Altar erbaut. Und von all dem, was jener einmal im Kloster, am Altare und in der Mission Gutes wirken wird, fällt ein reichbemessener Anteil ihm selber zu; denn was einer durch einen andern getan, das hat er gleichsam selbst getan.

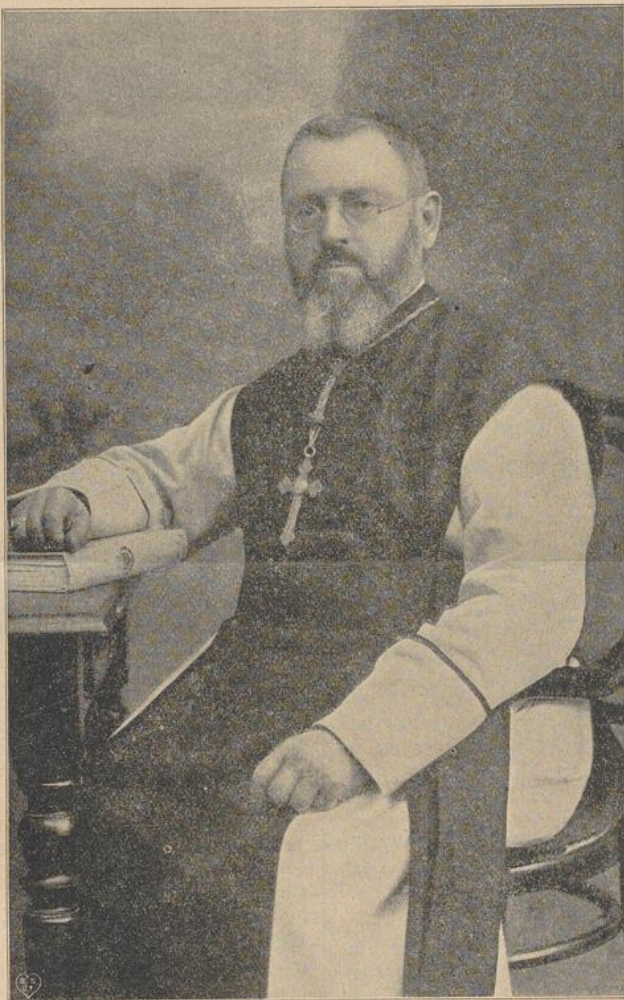
Zum Schlusse noch die Bitte, auch unsern bescheidenen Missionsblättchen, dem „*Vergiß mein nicht*“, treu zu bleiben, und es, wo möglich, in

Freundeskreisen zu verbreiten. Wer das „*Vergiß mein nicht*“ fleißig liest, wird von selbst unserer Mission das nötige Interesse entgegenbringen. Leider ist es in weiten Bezirken noch immer unbekannt. Wer will es sich anlegen lassen, ein paar neue Abonnenten für dasselbe zu erwerben? Unser hl. Vater Papst Pius X. schrieb im ersten Jahre seines Pontifikates an den Zentralvorstand zur Verbreitung des Glaubens in Lyon: „Mit größter Freude haben wir von Ihrer Missions-Zeitschrift vernommen und es freut uns gar sehr, daß auf diese

Weise die Katholiken des Erdkreises Kenntnis erhalten von den Arbeiten, Leiden und Erfolgen der Missionäre, damit alle mit noch größerem Eifer durch ihr Gebet und ihre Almosen die Missionen in fernen Ländern unterstützen.“

Auch das „*Vergiß mein nicht*“ wurde schon in huldvollster Weise vom hl. Vater entgegengenommen und zur Lesung empfohlen.

Wir werden uns bestreben, unser Blättchen, das gewiß schon mancher lieb gewonnen, auch im kommenden Jahre möglichst interessant und belehrend zu machen. Neben wahrheitsgetreuen Berichten aus unserer eigenen, vielgestaltigen Mission in Natal, der Kapkolonie und Rhodesia wollen wir zeitweilig auch geographische und historische Notizen über Afrika und seine Bewohner aus früheren Jahrhunderten mit-einflechten, dergleichen kurze Abhandlungen über die altheidnischen Sitten und Gebräuche der Kaffern, oder auch, verbunden mit interessanten Bildern und Photogra-



Se. Gnaden der Hochwürdigste Abt Gerard Wolpert von Mariannhill feierte am 12. August 1913 sein 25jähriges Priesterjubiläum.

phien, längere und kürzere Erzählungen profanen und religiösen Charakters. Auch dem lieben „*Jesephsgärtchen*“ sei wieder ein bescheidenes Plätzchen eingeräumt, damit die Liebe und Verehrung des hl. Joseph immer mehr unter den Gläubigen aller Länder wachse und Verbreitung finde.

Also nicht wahr, geehrter Leser, ich darf auch fürs neue Jahr die beschiedene Bitte wagen:

„*Vergiß mein nicht!*“

Gott will es!

Wir erlauben uns, der herrlichen Rede, welche der Dominikanerpater Bonaventura auf dem Katholikentage zu Metz hielt, folgendes zu entnehmen:

„Das ist das Glorreiche in jedem Menschenleben, daß es die Entscheidung in sich selber trägt, daß ein jeder an sich zuerst den Sieg des Guten sehen kann gegen alles, was dem Geist Christi zuwider ist. Und von der Wahlstatt im eigenen Herzen zur Aufrichtung des Reiches Gottes in der Familie und von da hinaus ins öffentliche Leben. Auf zum heiligen Kampf! Vor hundert Jahren hat der feurige Körner das deutsche Volk aufgerufen. Man kann auch von diesem Kampfe und mit noch mehr Berechtigung sagen:

„Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wirren,
Es ist ein Kreuzzug, ein heiliger Krieg,
Recht, Sitte, Glaube und Gewissen,
Hat der Tyrann uns aus der Brust gerissen,
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!“

Laßt uns die Reihen bilden: Ich rufe zuerst die jungen Männer und unter ihnen mit dem Wort Karl Bachems die Studenten. In die Front mit Euch! Auch das Vaterland wendet sich zuerst an Euch im Ernstfalle. In der ernstesten Stunde, die diese Erde erlebt hat, seid Ihr in Johannes, dem jungen Manne, zunächst am Kreuze gestanden. Ihr seid am meisten begeisterungsfähig, Ihr müßt Ideale haben, daß Eure Herzen höher schlagen und Eure junge Seele nur vom reinsten Feuer erglüht! Erfüllt vom Geiste hoher Ritterlichkeit kämpft für Gottesehr und Frauenehr! In die Kreise junger Männer hat der Feind, den wir bekämpfen, die schrecklichsten Verherrungen gebracht. Er hat sie gebracht im Namen der Freiheit, Freiheit allem Bösen und Fesseln allem Guten, und so viele sind aus freien Menschen Knechte geworden: Sinnenknechte, Gewohnheitsknechte, Menschenknechte, Meinungsknechte und Massenknechte — aber „der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“. Und nie ist die Welt zu einer stolzeren und schöneren Freiheit aufgerufen worden, als durch das Christentum. „Ihr wollt frei sein?“ rief Montalembert inmitten des Revolutionstaumels zu Paris und das Kreuzifix erhebend, das eben von der tollen Menge aus den Fenstern der Tuilerien geworfen wurde, rief er: „Wisset, daß Ihr nur in dem frei sein könnt, der für Eure Freiheit gestorben ist.“ Und man verstand ihn und trug das Kreuz im Triumph nach Notre-Dame.

Studenten, Gymnasiasten, Kaufleute, Arbeiter, Soldaten, schützt unsere heiligsten Güter und rettet sie hinüber in die Zukunft. Laßt sie lachen, die Euer spotten, wer kein Lächeln des Spottes vertragen kann, des billigen Spottes der Allzuvielen, ist nicht tauglich für den Zug des Kreuzes, das den Heiden eine Torheit ist; wir sind doch die Retter der Welt, unser ist die Zukunft, — denn sie ist Gottes.

Nehmt das Kreuz, Ihr Männer und Väter! Den Aufruf an Sie, meine Herren, will ich in die Worte kleiden, die ein gottbegnadeter Dichter den Männern gewidmet hat. Man kann es nicht schöner und eindringlicher sagen und ich freue mich, wenn das Gedicht, das wahrlich einen Preis verdiente, zum Teil wenigstens, in weiten Kreisen bekannt wird. Es ist von einem Tiroler Dichter und trägt die Ueberschrift: „Was wir wollen?“ Und er antwortet:

„Wir wollen M ä n n e r , mutig, ohne Wanken,
Nicht Schwächlinge, die gleich dem Schilfrohr schwanken,

Das jeder Windhauch rasch zu Boden fällt;
Wir wollen Eichen und nicht Escuranten,
Die alles nur dem hohen Titel danken,
An welchem klammernd sich ihr Dasein hält!

Wir wollen M ä n n e r wie von Stahl und Eisen —
Und Memmen nicht, die nur mit Worten gleisen,
Um fremde Günst und eignen Ruhm besorgt.
Wir wollen Männer, die sich tauglich weisen,
Dem Feind des Volkes vom Gesicht zu reißen
Die Lügenmaske, die man frech geborgt.

Wir wollen M ä n n e r und nicht Wetterfahnen,
Die bei des Sturmes erstem, dumpfen Mahnen
Sich ächzend schon um ihre Achse drehen;
Wir wollen Männer, die mit Siegesahnen
Durchs Kampfgewühl uns stolz die Pfade bahnen,
Auf denen jauchzend wir zum Ziele gehn!

Wir wollen M ä n n e r heut' in trüben Tagen,
Die hoch des Kreuzes heilig Banner tragen,
Trotz Haß und Hohn in starker, kühner Hand;
Wir wollen Männer ohne Furcht und Zagen,
Die glaubenstreu die Schlachten Gottes schlagen,
Für unser Volk, für unser Vaterland!“

Meine Verehrten! Wenn die Kreuzzugsprediger die Männer für die große Sache gewonnen hatten, war ihre Aufgabe getan. Sie hatten nur Frauen und Kinder zu trösten, deren Männer und Väter Abschied nahmen und sie zum Gebete aufzufordern für Sieg und Heimkehr. Nicht so hier! In diesem Kreuzzug müssen alle kämpfen, auch die Frauen. Ja, gerade die Frauen! Wenn irgend etwas, dann ist gerade die Geschichte der Frau ein Beweis für den Segen und die Notwendigkeit des Christentums. Nicht ein Theologe, sondern ein ganz moderner Gelehrter, Paulsen, hat den Ausspruch getan: „Erst das Christentum hat den Sinn für den Reichtum und die Schönheit der weiblichen Natur erschlossen; durch das Christentum ist die Frau geworden, was sie ist.“ Wenn irgend wer, dann sollte die Frau dem Christentum dankbar sein.

Darum nehmt das Kreuz, Ihr christlichen, Ihr katholischen Frauen! Um der immer weiter um sich greifenden Entchristlichung des öffentlichen Lebens zu begegnen, um zu verteidigen, was noch nicht verloren ist, bedarf es der Organisation der gläubigen Frauen. Darum heißt am Kreuzzug im zwanzigsten Jahrhundert teilnehmen, für die katholischen Frauen, sich der gesegneten und segensreichen Organisation des katholischen Frauenbundes anschließen. Durch ihn vor allem spricht auch die katholische Frau ein Wort mit im öffentlichen Leben der Gegenwart. Oder soll, wenn antireligiöse oder religiös gleichgültige Frauen sich zu Verbänden einigen, um im Namen der Frauen für die Frau in Gegenwart und Zukunft Entscheidungen zu treffen, das Wort der christlichen Frau fehlen? Das wäre eine ungeheure Verantwortung vor Gott und der Zukunft. „Auf welcher Seite die Frau steht, da ist der Sieg“, hat einst Bebel gesagt. Wohl! denn, Sie müssen mit in das Kreuzheer. Was Schiller den Künstlern zugerufen, das gilt auch Ihnen: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben; bewahret sie, sie sinkt mit Euch, mit Euch wird ihre Freiheit.“

Einer der bedeutendsten Männer Frankreichs im vorigen Jahrhundert, der Mann, der wie Bossuet auch in dieser Stadt mit seinem wunderbaren Wort Tausende hinriß, P. Heinrich Dominikus Lacordaire, hat einst

vom Priester das schöne Wort geprägt, er solle sein:
„Fort comme le diamant, plus tendre qu'une mère.“
— Hart wie der Diamant, zarter als eine Mutter!

Wir feiern an diesem Katholikentag neben anderen Jubiläen auch das diamantene Fest, das sechzigjährige Bestehen der Katholiken-Versammlungen Deutschlands. Darum darf ich das schöne Wort auch auf uns anwenden. Gehen wir aus diesen gesegneten Tagen weg und hinein in den modernen Kreuzzug:

Hart wie der Diamant in der Unzerstörbarkeit unserer Ueberzeugung, ohne Teilung und ohne Kompromiß. —

Fei wie der Diamant in unseren Grundjahren, die nicht aus wechselnden Menschenmeinungen, sondern aus

Zart wie Mutterliebe in der ehrfürchtigen Liebe, im zarten Gehorjam gegen unseren heiligen Vater, unsere Bischöfe und Priester.

Stark und zart zugleich in der Liebe zu unserem Vaterlande, zu Kaiser und Reich. —

Das seien unsere Gesinnungen: Auf nun zur Fahrt, zum Kampf, deutsche Kreuzfahrer des zwanzigsten Jahrhunderts! — Wenn irgend ein Kampf, gilt dieser dem F r i e d e n. — Wie ein heiliges Gelöbniß steige es in dieser Stunde zum Himmel: Gott will es, Gott will es! — Komm, heiliges Kreuz, komm, du geliebtes Zeichen unseres Heils, — komm in unsere Hände, regiere unser Leben, sei bei uns im Kampfe und stärke uns im Tod, steig' mit uns ins Grab und erhebe dich über



Neujahrsgratulation in St. Michael. (P. Erasmus Hörner.)

der ewigen und unveränderlichen Wahrheit kommen, die Gott selber ist.

Stark wie der Diamant in unserem Bekenntnis gegenüber allen Angriffen und allem Abfall.

Geschliffen wie der Diamant, in den Reibungen des Lebens, durch die Härten der Not, durch die Steine der Verfolgung.

Leuchtend wie der Diamant, im Lichte des Lebens, Kinder des Lichts.

Feurig wie der Diamant, voll heiligen Feuers, glühend für Gottes Ehr' und der Menschen Heil.

Edel wie der Diamant, voll vornehmer Gesinnung, als Edelpersönlichkeiten.

„Fort comme le diamant, fortes in fide“ — aber auch „Plus tendre qu'une mère,“ voll zarter Gottesliebe, mit zartem Gewissen, voll zarter Rücksicht für die Personen.

Zarter als eine Mutter — in der Liebe zu den Menschen, zu den Armen, zu den Unglücklichen, zu den Fremden.

Zarter als eine Mutter — in der Liebe zu unserer Kirche, unserer Mutter, in der Sorge um ihre Ehre und ihre Freiheit.

unserem Haupt und verkünde der Welt: Hier liegt einer, der im Kreuze gesiegt, — und wenn die letzte Kreuzfahrt kommt, wenn du im Himmel erscheinst zur letzten Scheidung und Entscheidung, dann laß' uns auf der Seite derer stehen, die preisen dürfen für immer den Sieg des Kreuzes!“ —

Beschluß des Katholikentages zu Mex. bezüglich der katholischen Missionen.

Die 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands erneuert den Mahnruf ihrer Vorgängerinnen zu großherziger Unterstützung der heiligen Kirche in der Erfüllung ihrer vornehmsten Pflicht, die frohe Botschaft des Welterlösers hinauszutragen unter alle Völker der Erde. Heute, da wir dankbar der weltgeschichtlichen Tat gedenken, die vor 1600 Jahren die Kirche Christi aus Sklavenketten befreite, müssen wir mit Schmerz erkennen, daß fast zwei Drittel der Menschheit dem Christentum noch fern stehen. Unermeßliches bleibt da noch zu leisten für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen.

Die Missionsgelegenheit ist günstiger als vielleicht je zuvor, größer aber auch die Gefahr, daß sie vorübergehe, wenn sie nicht mit Anspannung aller Kräfte ausgenützt würde.

Darum fordert die Generalversammlung die Katholiken Deutschlands eindringlich auf zu gesteigerten Opfern an Gebet und Geldmitteln für die Heidenmission und, wo Gott dazu ruft, auch der eigenen Lebenskraft. Sie empfiehlt die Unterstützung der Ordensprovinzen und der Missionshäuser als der heimischen Pflanzstätten der Missionare und Beitritt zu den von der Kirche bestätigten Missionsvereinen. Das Werk zur Verbreitung des heiligen Glaubens (Franziskus-Xaverius-Verein, Ludwigsmissionsverein), das Werk der heiligen Kindheit, der Afrikaverein, die Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen, die St.-Peter-Claver-Sodalität haben alle Großes geleistet für die Heidenmission und bieten dem katholischen Volke Gelegenheit zur Betätigung seines Opfermutes.

Den erfreulich zunehmenden Missionseifer der akademischen Jugend begrüßt die Generalversammlung als wirksames Mittel zur Gewinnung der gebildeten Kreise für die heilige Sache der Mission. Sie spricht auch ihre lebhafteste Freude aus über die in mehreren Diözesen mit großem Erfolg eingeführten Missionskonferenzen der Welpen, in Anbetracht der hervorragenden Rolle, welche dem Seelsorger in der Hebung des Missionseifers der Gläubigen zusteht.

Mit besonderem Nachdruck wendet sich die Generalversammlung diesmal an die wohlhabenden Katholiken Deutschlands, deren Opfer vielfach der stärkeren Leistungsfähigkeit nicht angepaßt ist. Sie dürfen sich ferner nicht von ihren ärmeren Glaubensgenossen beschämen lassen.

Aus dem Reichsland ist eine überaus große Schar von Glaubensboten hervorgegangen. Lothringen und Elsaß stehen mit an der Spitze der deutschen Länder, aus denen am reichsten die Gaben für die Missionen fließen. So möge denn von Neuz die Missionsbegeisterung der deutschen Katholiken neuen freudigen Aufschwung nehmen!

Das Kaffernland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Häuptling hält eine Leibeigenschaft von drei- bis vierhundert Mann, die man aber ebenfogut Henkersknechte nennen könnte; denn ihre eigentliche Aufgabe ist, an den zum Tode Verurteilten sofort das Urteil zu vollziehen. Ihr Erscheinen verbreitet daher überall Furcht und Schrecken, und jeder, der kann, weicht ihnen ängstlich aus, denn man weiß nie, gegen wann sie ausgesandt sind, und schon oft ist ihnen ein Unschuldiger zum Opfer gefallen.

Haben sie einen Befehl zur Hinrichtung erhalten, so rennen sie jubelnd um den Königspalast herum und wiederholen dabei stets den Ruf: „Sihamba, sihamba, wir brechen auf, wir brechen auf!“ Man sieht auch zum voraus, auf welche Art der Verurteilte hingerichtet werden soll. Wenn durch den Strang, so trägt jeder dieser schwarzen Henkersknechte einen Strick um den Hals und um den Leib, wenn durch Keulenschläge oder durch Abschneiden des Halses, so sind sie mit scharfen Messern und wichtigen Keulen bewaffnet.

Schöner und ehrenvoller ist das Amt der Marombes. Sie zählen ebenfalls zum Hofstaate des Königs, in dessen unmittelbarer Nähe sie sich beständig aufzu-

halten haben. Ihre Hauptaufgabe ist, durch Lieder und Gesänge ihren königlichen Herrn zu erfreuen und seine Macht und Größe zu preisen. Sie sind dabei nicht spröde und nennen ihn ohne Bedenken den Herrn der Sonne und des Mondes, den König der Berge und der Wälder, den unüberwindlichen Besieger seiner Feinde, den größten aller Zauberer und Räuber, den großen Löwen, den grausamen Tiger, die listige Schlange usw. Jeder Tiername, sei es Büffel, Ochse oder Schwein, darf ihm ohne Bedenken beigelegt werden, wenn nur damit eine gewisse Größe, Stärke, Wildheit und Unüberwindlichkeit bezeichnet wird.

Die Marombes haben auch die Befehle des Königs nach den verschiedenen Teilen des Landes zu überbringen. In allen Orten, durch welche der Weg sie führt, beeifert sich jeder, sie gut zu bewirten und durch Geschenke ihre Gunst zu erlangen, denn ihr Wort gilt viel beim König. Die Marombes wissen das und richten daher auch ihr Verhalten darnach ein. Sehen sie irgendwo einen Gegenstand, der ihnen gefällt, so geben sie das durch deutliche Winke zu erkennen, und man schätzt sich in der Regel glücklich, ihrem Wunsche entsprechen zu können. Doch gibt's auch Ausnahmen; nicht jeder läßt sich auf diese Weise seiner besten Habe berauben. Auch gibt es Geizhälse und hartnäckige Köpfe, die nur der Gewalt weichen und die es wagen, beim König Klage gegen die Ungerechtigkeit seiner Beamten zu erheben. Die Folge davon sind Rechtshändel, die aber nicht wie bei uns durch Richterspruch, sondern nach Art der mittelalterlichen Ordalien oder Gottesurteile geschlichtet werden. Der Angeklagte muß nämlich zum Beweise seiner Unschuld entweder Gift nehmen, ohne daß es ihm schadet, oder an einer glühenden Eisenstange lecken, ohne sich die Zunge zu verbrennen, oder endlich einen überaus bitteren Trank nehmen, ohne daß es ihm eine Unbequemlichkeit verursacht.

Die erste Probe heißt „Lukasse“. Man stellt vor den Angeklagten ein Gefäß mit scharfem Gift. Dies soll er austrinken. Ist er unschuldig, heißt es, so wird es ihm nicht schaden, leugnet er aber sein Verbrechen bloß, so wird der Trank sein geheimes Verbrechen halb ans Tageslicht bringen. — Nicht selten bekennet der Arme schon beim bloßen Anblick des gefährlichen Trankes seine Schuld. Die Folge aber ist, daß er mit Weib und Kind als Sklave seines Anklägers erklärt wird; auch all sein Hab und Gut wird ihm genommen und zur einen Hälfte seinem neuen Herrn, zur anderen dem Häuptling zugesprochen. Wieviel Ungerechtigkeit da mitunterläuft, kann man sich denken; denn selbst der Unschuldige bekennet sich oft beim Anblick des schauerhaften Gifttrankes für schuldig.

Die zweite Probe heißt „Xoqua“. Ein Eisenstange wird glühend gemacht und dem Angeklagten mit der Aufforderung vorgehalten, daran zu lecken. Ist er unschuldig, sagt man ihm, so braucht er sich nicht zu fürchten, denn es wird ihm kein Leid geschehen, hat er aber das Verbrechen wirklich begangen und leugnet es bloß, so wird ihm das Feuer nicht nur die Zunge, sondern das ganze Gesicht verbrennen. Der Unglückliche zittert und schwitzt in Todesängsten beim Anblick des aus dem Ofen gezogenen rotglühenden Eisens. Was soll er tun? Soll er gleich zum voraus seine Schuld bekennen oder es auf die schreckliche Probe ankommen lassen? Auch da kommt es vor, daß selbst der Mutigste sich eines Verbrechens schuldig bekennet, das er nie begangen hat.

Unser alter Gewährsmann, Joao dos Santos, fügt bei: „Schmachvoll ist es, daß selbst einige Christen dieses schauerhafte Mittel gegen ihre Sklaven anwenden, um ein Geständnis von ihnen zu erzwingen. Man hat aber Beispiele, daß Sklaven dreimal langsam und bedächtig an der glühenden Eisenstange lekten, ohne sich irgendwie zu beschädigen. Man kann eine solche Wirkung nur dem Himmel zuschreiben, der in seiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit diese armen, wehrlosen Leute gegen ihre hartherzigen Bedränger in Schutz nahm.“

Die dritte Probe, *Kalao* genannt, scheint weniger gefährlich und wird am häufigsten angewendet. Man kocht nämlich äußerst bittere Kräuter in einem Topfe zusammen und befiehlt dem Angeklagten, den Trank eine

anderen Tieren, die sie auf der Jagd erbeuten. Die Häuptlinge hängen, wenn sie in vollem Schmutz erscheinen, Mäntel über die linke Schulter, und je länger diese am Boden nachschleppen, ein desto größeres Ansehen glauben sie sich zu geben.

Beinfleider werden durchaus verschmäht. König und Volk zieht nackte Füße vor, denn jeder will in seinen Bewegungen frei und ungehindert sein, namentlich auf der Jagd, einem Vergnügen, dem sie samt und sonders leidenschaftlich ergeben sind. Sie lieben überhaupt Bewegung im Freien, sowie Spiel und Tanz. Nur bei Regenwetter, oder wenn es kalt ist, halten sie sich unter Tags in ihren Hütten auf, wo sie dann die Zeit mit Plaudern und Trinken totschlagen. Von Arbeit und Anstrengung sind sie keine Freunde, die Sorge



Kaffrischer Zweikampf. (Missionsstation Mariä-Stella, Südafrika.)

Weile im Munde zu behalten und dann wieder auszuspuhen. Dies gelingt, sagen sie, nur dem Unschuldigen, der Verbrecher wird die Brähe nicht mehr von sich geben können. Tatsächlich habe ich einigemal gesehen, wie der eine den Trank mühelos ausspuckte, der andere aber elendiglich daran erstickte. Wer aber wird behaupten wollen, daß Gott jedesmal zu Gunsten des Unschuldigen ein Wunder wirke? —

Die Kaffern sind im allgemeinen sehr gut gebaut und haben keine unangenehmen Gesichtszüge; nur die Haare entstellen sie oft durch die lächerlichsten Frisuren. Manche flechten sich geradezu Hörner und glauben dadurch sehr an Kraft und Schönheit zu gewinnen. Uebrigens hat nur der Häuptling das Vorrecht, vier Hörner tragen zu dürfen, eines an der Stirne, zwei über den Ohren und eines im Nacken.

In der Kleidung unterscheiden sich die verschiedenen Stände nur durch die besseren und schlechteren Stoffe; denn während der König und seine Großen sich vom Gürtel bis zu den Knien mit Seidenstoffen bedecken, begnügen sich die Aemmeren mit Fellen von Affen oder

fürs Haus und die Bestellung des Feldes wird den Frauen und Mädchen überlassen.

Deshalb findet man unter den Kaffern auch nur wenige Handwerker, und nur solche, die durchaus unentbehrlich sind. Dazu gehören die Weber, welche für die Vornehmen die seidenen und wollenen Schürzen und Mäntel verfertigen, und die Waffenschmiede, welche für Herstellung der Pfeile, der Speere, der eisernen Keulen und überhaupt aller Waffen zu sorgen haben, die für den Krieg oder die Jagd benötigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Am Morgen erstatteten die beiden Boten über ihre Sendung und die Ankunft Nomsibas Bericht im Königsaal. Fürst Dinizulu war seit geraumer Zeit abwesend, und seine Stelle vertrat Prinz Dhlavela, der Bruder Nomsibas oder Marias, wie wir sie jetzt nennen

müssen. Er berief die Räte und die kgl. Beamten zu einer Versammlung und legte die Frage vor, was mit der entflohenen und nun glücklich zurückgekehrten Prinzessin zu tun sei. Nachdem man auch die beiden Sendboten vernommen hatte, die gar wunderbare Dinge von dem Benehmen Marias auf dem Wege und ihrem ganzen seltsamen Wesen zu erzählen wußten, einigten sich die ergrauten Männer zu dem Urteil: man solle das Mädchen gewähren lassen; sie habe einen großen Geist in sich, der am ganzen Volk schwere Rache nehmen könnte, falls man ihr ein Leid antäte. Doch sollte man sie strenge bewachen und ihr alle Wege zur Flucht absperren, denn die Berle des Zukunlandes müsse im Königsstraale bleiben.

Zum Schluß wurde auch Maria vorgeladen. Stolz und hochaufgerichtet stand sie vor den Ältesten ihres Volkes und beteuerte unerschrocken, sie sei eine Christin, von einem katholischen Priester auf den Namen des

hatte mehr als einmal Gelegenheit, einer gläubigen Seele vor ihrem Scheiden die Gnade der heiligen Taufe zu vermitteln. Das war ihr dann jedesmal ein überreicher Ersatz für alle ihre sonstigen Opfer.

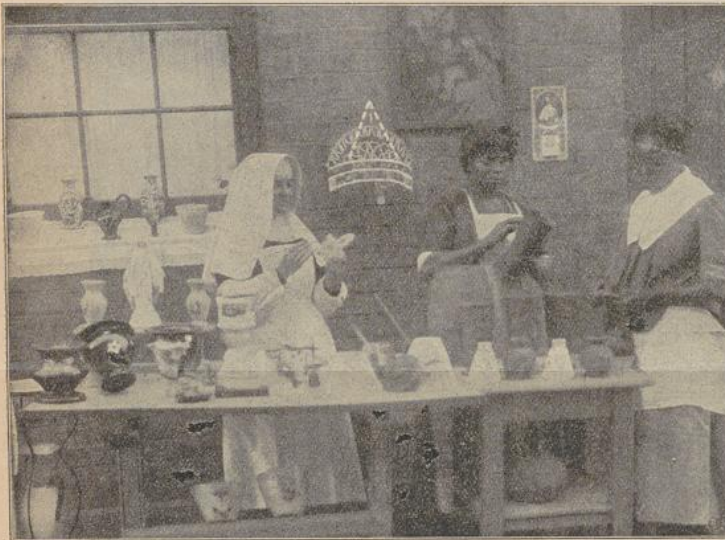
Eines Tages suchte Prinz Dhlavela (sprich Dschlawa) seine christliche Schwester auf. Er kam, wie Nikodemus, am Abend, als es schon dunkel war, denn er scheute sich, von den anderen gesehen zu werden. Hier, in der einsamen stillen Hütte, ließ er sich nun von Maria viele der christlichen Glaubenswahrheiten erklären, denn er hatte eine edle, wahrhaft königliche Gesinnung und sein Herz suchte die Wahrheit. Maria bemerkte mit hoher Freude, daß im Herzen ihres vielgeliebten Bruders das Lichtlein der Gnade aufzudämmern begann, und schilderte ihm mit innigen Worten ihr Seelenglück und den wahrhaft himmlischen Frieden, der das Herz jedes guten Christen erfülle. Auch gestand sie ihm nun, daß Sageni, sein jüngerer Bruder, ebenfalls Christ geworden sei und nun den Namen „Johannes“ trage. — Mit kräftigem Handdruck und in schweren Gedanken verließ Dhlavela die Hütte seiner Schwester.

Doch Maria, die mit solcher Begeisterung in die Heimat zurückgekehrt war, merkte bald, daß ihres Bleibens im wilden Kaffernstraale nicht mehr sei. Sie hatte in jugendlicher Vertrauensseligkeit gehofft, rasch ihren ganzen Volksstamm für das Christentum gewinnen zu können, doch dazu waren diese Heiden noch nicht reif. Diese mußte zuvor der Herr in seine Schule nehmen, und dann konnten christliche Priester, Männer voll des Glaubens und edler Tatkraft, kommen und das große Missionswerk versuchen, das die schwachen Kräfte eines einzelnen Mädchens weit überstieg. Maria war ja selbst noch Anfängerin

im christlichen Leben, bedurfte noch vielfach erfahrener Leitung und Führung; vor allem aber sehnte sie sich nach dem Empfange der heiligen Sakramente.

Vater Rouffet hatte ihr das goldene Büchlein von der Nachfolge Christi mitgegeben. Daraus schöpfte sie nun großen Trost und lernte noch vieles, was sie bisher nicht gewußt hatte. Auch ein Kalender war dem Büchlein beigegeben, welcher alle die hohen Festtage angab, und so wußte sie genau, wie die einzelnen heiligen Tage und Zeiten im Kirchenjahre aufeinander folgten. Besonders lebhaft stand das hl. Ostersfest vor ihrem Geistesauge, und sie hatte nicht vergessen, daß der Missionar gesagt hatte, acht Tage darauf, am weißen Sonntag, würden die zuletzt Getauften gemeinsam ihre erste hl. Kommunion empfangen.

O wie mächtig sie das lockte! Sie wußte, drüben in der Missionsstation, wo sie ein ganzes Paradies von Freude und irdischer Seligkeit kennen gelernt hatte, würde in Bälde der Osterjubiläum mit den Meluja-Gesängen beginnen und die Täuflinge sich zur Feier der ersten hl. Kommunion bekränzen, — nein, da litt es sie nicht länger in dem dumpfen Heidentraale, sie mußte fort, fort zur christlichen Station, zum Priester, zum



Schwester Domitilla in Tsenstochau mit ihren beiden schwarzen Gehilfinnen

Dreieinigen getauft, und wolle Gott allein dienen. Als sie aber gar anfangen wollte, mit beredten Worten die Herrlichkeit des christlichen Glaubens zu verkünden und die kgl. Räte und Beamten aufforderte, sich ebenfalls taufen zu lassen, schnitt ihr Dhlavela rasch das Wort ab mit der Erklärung: „Kuningi manje, genug jetzt! Ich werde glauben, wenn ich die Werke deines Königs sehe. Nur das Eine sage ich dir heute: fliehe nicht mehr, sonst wartet deiner eine strenge Haft, und deine Tage werden in Trauer vergehen, wie die der Nachteule, die in dunkler Höhle sitzt!“ — Damit nahm die Versammlung ihr Ende.

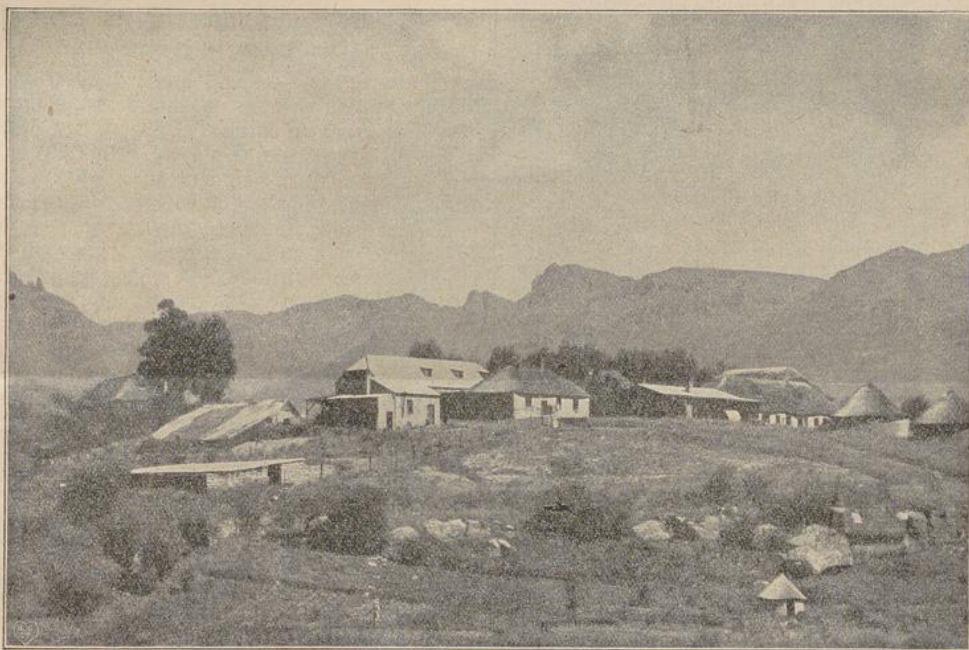
Am darauffolgenden Sonntag hielt Maria wieder einen Laien-Gottesdienst, doch diesmal kamen nur Mädchen und Frauen. Die Männer und Jünglinge trugen eine geheime Scheu vor der Getauften, auch fürchteten sie die Ungnade des Fürsten und seiner Räte. Dem Herzen der eifrigen Königs-Tochter tat das wehe; sie tröstete sich mit der Hoffnung auf bessere Zeiten und sang in einsamen Stunden die christlichen Lieder, die sie auf der Missionsstation gelernt hatte. Auch übte sie Seelsorge auf ihre Weise; namentlich war sie darauf bedacht, die Kinder und besser gesinnte Frauen zu unterrichten, besuchte auch fleißig die Kranken und Sterbenden und

Osterfeste, zur hl. Kommunion! Wie eine Schwalbe nahm sie den Flug dem wahren Frühling zu; der Weg war ihr längst bekannt, und bald klopfte die Prinzessin aus dem Zululand zum zweitenmale an die Türe des Missionshauses in Emoyeni.

Vater Roussel nahm sein Schäflein mit Freuden auf. Maria kam etwas spät, denn der Beicht- und Kommunion-Unterricht der übrigen Gläubigen hatte schon längst begonnen; das kluge, eifrige Mädchen aber, das beständig zu Hause seinen Katechismus gelernt hatte, beantwortete alle Frage des Missionars so prompt und korrekt, daß sie ohne Bedenken unter die Zahl der Erstkommunikanten eingereiht werden konnte. Mit rührender Sorgfalt legte Maria ihre erste hl. Beichte ab, und dann kam der weiße Sonntag, der große Ehrentag ihrer ersten heiligen Kommunion. O wie freute sie sich darauf! Sie konnte vor Freude und Sehnsucht kein Auge mehr

Es beginnt die heilige Messe. Nach dem Evangelium hält der Priester nochmals eine ergreifende Ansprache, dann singen die Schulkinder das schöne Lied: „Sinomhlobo ong' u Jesu“, wir haben einen Freund zu eigen, Jesus ist sein Name; er ist die Liebe selbst, und nicht wie andre Freunde, usw. Es kommt die Wandlung, und endlich die heilige Kommunion, bei der die Schwarzen mit den lilienreinen Herzen zum erstenmale dem Tische des Herrn sich nahen dürfen. Was dabei in ihren Seelen vorging, ist größer und heiliger, als daß es sich in Worten schildern ließe. Nur wer die Seligkeit einer guten heiligen Kommunion, zumal einer recht würdigen Erstkommunion, selbst erfahren hat, weiß ihr Glück und ihre Größe zu schätzen. O wie viele heiße Dankgebete stiegen aus diesen überglücklichen Herzen an jenem Tage zu Gott empor!

Der ganze Tag war ein großer, weisevoller Gnaden-



Missionsstation Mariazell, am Fuße der Drakensberge im Basutoland.

schließen. Längst vor dem Vöglein war sie wach, das im belaubten Schlafkammerlein sich auf dem leichten Zweige wiegt und dann zur klaren Quelle fliegt, vollends den Schlaf aus den Augenlein zu scheuchen; und während noch die Blumen ihre zarten Köpfe mit den bunten Kronen im Morgentaue badeten, hatte sie längst in eifrigem Morgengebet ihr Herz zu Gott erhoben und dankte nun dem Allerhöchsten für die Sendung dieses Tags.

Es kam die Zeit zum sonntäglichen Gottesdienste. Wie hell und klar und feierlich ertönte heute das Glöcklein der Missionskirche! Die glücklichen Erstkommunikanten ordnen sich zur feierlichen Prozession. Die Mädchen tragen weiße Kleider, und auf den schwarzen Wollköpfen sitzt ein zierliches Blumenkränzlein. Inniger Friede und ungetrübte Seelenfreude leuchtet aus diesen kastanienbraunen Gesichtern; alle sind tief ergriffen von der Größe und Heiligkeit der gegenwärtigen Stunde, doch die Gesammelteste und Glücklichsste von allen ist Maria. Mit Mühe kann sie die Tränen zurückhalten, denn ihr Herz ist übervoll der seligsten Gefühle.

tag, dessen Stunden den glücklichen Erstkommunikanten nur allzu schnell dahinschwanden. Wie gern hätte unsere Maria dem raschen Fluge der Zeit Einhalt geboten! Sie wußte, wie kurz diese kostbaren Augenblicke waren und mochte gar nicht daran denken, daß wohl in Bälde schon neue schwere Prüfungen auf sie warteten. Nur am Abend, nach dem Angelus, als sie ihr weißes Kommunionkleid auf den Tisch legte und das schmucke Blumenkränzlein, das sie auf dem Kopfe getragen, heftete sie noch einen langen, ernsten Blick darauf, und abermals erneuerte sie in ihrem Herzen den Vorsatz, ihrem heutigen Gelöbniß treu zu bleiben, das weiße Gnadenkleid der Seele nie zu beflecken und trotz aller Stürme, die da kommen mochten, den schneeigen Blumenkranz ungetrübter Taufunschuld in Ehren zu tragen. Gott, so dachte sie, wird mir helfen und Maria, meine Patronin, wird mich nie verlassen! —

(Fortsetzung folgt.)

Afritanisches Klima.

Von P. Njembard Legendecker.

Schon oft mußte ich, wenn ich in Europa der Mission befreundete Personen traf, die Frage hören: „Nicht wahr, in Afrika muß es doch recht heiß und ungesund sein?“ — Da wußte ich dann eigentlich nie, was ich darauf antworten sollte, denn weder ein unbedingtes „Ja“, noch ein glattes „Nein“ wollte da stimmen, sowohl was die Hitze, als auch was die Gesundheit anbelangt. Die wenigsten Europäer machen eben den nötigen Unterschied zwischen Nord-, Zentral- und Süd-Afrika; sobald man vielmehr das Wort „Afrika“ hört, verbindet man damit ohne weiteres den Begriff „Hitze“, und wo es recht heiß ist, so schließt man weiter, müsse es auch wohl „ungesund“ sein. Und doch ist diese Vorstellung vielfach irrig.

Afrika ist groß, und da gibt es gesunde, ja recht gesunde Strecken, allerdings auch ungesunde, mit Fiebermiasmen geschwängerte Gebiete. Auch darf der Begriff „heiß“ keineswegs ohne weiteres mit „ungesund“ identifiziert werden, denn es gibt Strecken, die heiß und trotzdem recht gesund, andere, die weniger heiß und dennoch ungesund sind. Welch ein Unterschied da auf ganz kurzen Distanzen sein mag, mag ein Beispiel aus Deutsch-Ostafrika dartun: Etwa 100 Kilometer von Tanga entfernt erhebt sich das Ost-Njambaragebirge bis zu etwa 1200 Meter absoluter Höhe von der Steppe aufsteigend. Dahinter fließt der Luengera, der West- und Ost-Njambara von einander scheidet. West-Njambara weist eine Höhe von etwa 1800 Meter auf und fällt fast senkrecht gegen die Steppe ab, die bei Mombo 500 Meter überm Meerespiegel liegt. Unsere Station „St. Peter“ nun, etwa 2 Kilometer vom Rande dieses Gebirges entfernt, wies eine Höhenlage von 1480 Meter auf und überragte das unmittelbar darunter, in der Steppe liegende Masinde um 980 Meter. In der geraden Luftlinie waren die beiden Ortschaften nur etwa 4 Kilometer von einander entfernt und trotzdem war die beiderseitige Flora total verschieden. Bäume, Sträucher, Getreide, Gemüße, Palmenarten usw., die unten wuchsen, gediehen oben nicht, und umgekehrt. Selbst die Rinder, die von der Steppe in die Berge kamen, gingen innerhalb eines Jahres größtenteils ein. Noch mehr, Schwarze, die im Gebirge wohnten, wurden, wenn sie in die Steppe hinuntergingen, krank und waren dem Malariafieber fast noch mehr unterworfen als wir Europäer. Unsere Pferde durften nicht in die Steppe kommen. Während unten in der Steppe beständig die Malaria herrscht, waren wir oben frei davon. Wir hatten allerdings in „St. Peter“ auch Fieberkranke, allein dies kam daher, daß wir zeitweilig in Geschäften zur Küste reisen mußten und uns dort infizierten. Die Krankheit pflanzte dann am 9. Tage nach der Infektion zum Ausbruch zu kommen, nachdem wir längst wieder zu Hause waren.

Gehen wir hinunter nach Südafrika, so zeigt uns ein Blick auf die Karte, daß sich dort die Drakensberge in einer langen Kette von Nord nach Süd erstrecken und zwar viel näher der Ost- als der Westküste. Da sich aber die Drakensberge bis zu einer Höhe von 3400 Meter erheben und zwar in verhältnismäßig geringer Entfernung von der Küste, so liegt es auf der Hand, daß die Temperaturunterschiede zwischen Küste und Gebirge ganz bedeutend sind. In der Tat, während man in der Küste zur Winterszeit nie Eis oder Schnee sieht, ist dies im Gebirge keine Seltenheit.

Gehen wir noch einen Schritt weiter nach Süden, so finden wir in der Gegend von Kapstadt ganz andere Re-

genverhältnisse als in dem gar nicht so weit davon entfernten Natal. In Natal sind die Wintermonate, Mai, bis August, trocken, fast Tag für Tag ist heller Sonnenschein, Kapstadt dagegen hat Winterregen, ähnlich wie Europa.

Die verschiedene Höhenlage bedingt also auch eine verschiedene Temperatur, und die gesundheitlichen Verhältnisse sind in erster Linie davon abhängig, ob ein Ort im fumpfigen Tal und in feuchter Steppe, oder auf trockener, sonniger Anhöhe liegt. So ist es leicht erklärlich, daß zwei Orte, die geographisch nahe beieinander liegen, doch ein ganz verschiedenes Klima aufweisen, der eine ist gesund, der andere ist es nicht. Auf dasselbe mußte ich hinweisen, wenn ich gefragt wurde: „Was wä chst denn in Afrika?“ Denn auch das richtet sich in erster Linie nach der Lage der einzelnen Orte.

Ermordet aus ungerechtem Argwohn.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

Maris-Stella. — Etwa drei Kilometer von unserer Missionsstation entfernt, wohnte in der Nähe des Umzimkulu-Flusses an einem Bergabhang der Heide S l o - g o l o - Z u l u (sprich Schlogolo Sulu). Er zählte bereits zu den älteren Männern und mochte bald die sechziger Jahre erreicht haben. Einer besonderen Beliebtheit unter seinen Stammesgenossen konnte er sich allerdings nicht rühmen, im Gegenteil, die wenigsten wollten etwas von ihm wissen und von manchen wurde er geradezu gehaßt. Warum? — Nun, er stand einmal in schlimmem Ruf, ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt; man konnte ihm eigentlich nichts nachsagen, er lebte wie die übrigen Schwarzen alle. Auch daß er in der Regel eine Anzahl kleiner ausgehöhlter Ziegenhörner an einer Schnur um den Hals trug, war hierzulande nichts Ungewöhnliches. Viele heidnische Männer tragen ihre „Medizinen“ auf solche Weise mit sich, um bei etwaigen Unglücksfällen, wie zum Beispiel bei einem Schlangenbiß schnell ein Gegenmittel zur Hand zu haben. Und Schlangen gibt es hier in Natal in Menge.

Slogolo verstand sich auf die Heilkunde. Er sammelte eine Menge nützlicher Pflanzen und Kräuter und verabreichte sie gegen eine entsprechende Entschädigung an Hilfe suchende Kranke. Doch gerade deshalb galt er weit und breit als Zauberer, und viele ließen es sich nicht nehmen, daß er auch gefährliche Gifte bei sich führe, um mißliebige Personen in geheimer, unauffälliger Weise aus dem Weg zu schaffen.

Der Kaffer steckt überhaupt voll von Aberglauben. Wird da jemand krank, und sei es aus der natürlichsten Ursache von der Welt, so hat man gleich irgend eine Person in der näheren oder entfernteren Umgebung in Verdacht, diese Krankheit durch Gift oder Zauberei verursacht zu haben. Als ich selbst vor mehreren Jahren schwer krank darniederlag, redeten viele Schwarze in ähnlicher Weise: „Abantu bayambulala, die Leute, d. h. bösgesinnte Schwarze, bringen ihn um!“ Stirbt der Kranke, so kann man kurz darauf hören, diese und diese Person hat den armen Menschen in hinterlistiger Weise ums Leben gebracht.

Nun hatte sich bei Slogolos Kraal ein junger Mensch, namens S k e l e m, niedergelassen. Er war noch unverheiratet, doch seine Braut, mit der er sich auf heidnisch-kaffrischer Weise verlobt hatte, lebte schon bei ihm. Da wird eines Tages diese Weibsperson krank. Sogleich steiat in Skelem schwarzer Verdacht auf. „Das hat ge-

weiß mein böser Nachbar Hlogolo getan! Kein Zweifel, er hat sie durch Zauberei krank gemacht und will sie schließlich gar ums Leben bringen. Doch warte nur, Glender, das sollst du mir büßen!" —

Nicht lange darauf war in unserer Nähe ein Biergelage. Ringsum aus der ganzen Nachbarschaft kam eine Menge Volkes zusammen; auch Hlogolo und Skelem fanden sich ein, und jeder sprach nach Kräften dem köstlichen Rasse zu. Am späten Abend, als es schon dunkel geworden war, erklärte Hlogolo: „Ich will jetzt den Heimweg antreten.“ — „Gestatte, daß ich dich begleite,“ erwidert Skelem, der sich im Hinterteil der Hütte niedergekauert hatte, „ich gehe nicht gerne allein.“ — So marschierten sie zusammen dem heimatischen Kraale zu.

Der arglose Hlogolo merkt nicht, daß Skelem, der ihm auf dem Fuße folgt, einen scharfgeschliffenen Affegai in der Hand hat. Sie wandern zusammen den kleinen Abhang hinauf, der Straße zu und reden ganz vertraut mit einander. Hlogolo, als der ältere, hat den Vortritt in dem schmalen Fußpfad, Skelem trabt beschneidenden hintendrein. Da, wie sie noch kaum 50 Schritte vom Kraal entfernt sind, stoßt plötzlich Skelem seinem ahnungslosen Opfer den Affegai tief in den

Rücken. Der Betroffene stürzte zu Boden, saß sich jedoch schnell wieder und will sich verteidigen. Doch Skelem hat schon ein langes Messer in der Hand und stoßt es ihm in die Brust. Ein zweitesmal stürzte Hlogolo zu Boden, und der herzlose Skelem führte nun mit einem mächtigen Knotenstock wuchtige Schläge

auf dessen Kopf, bis der Ärmste seine Seele aushaucht. —

Was nun? — Der Mörder zündet das dürre Gras an, um den Schein zu erwecken, als sei Hlogolo bei einem



Feierlicher Einzug zum Pontifikat-Amt
anlässlich des 25-jährigen Gründungsfestes unserer Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie.

der hier so häufigen Grasbrände verunglückt, und macht sich dann schleunigst aus dem Staube.

Durch das Feuer werden die Leute herbeigelockt, man beginnt zu löschen, damit nicht noch die benachbarten Strohhöhlen in Brand geraten möchten; da findet man den Toten. Welch' ein Anblick! Die Hirn-

schale ist eingeschlagen, Brust und Gesicht zerstoßen, der Rücken so tief durchbohrt, daß sich sogar die Magenwand geöffnet hat, und das zuvor genossene Bier wieder ergießt.

Wer hat das getan? — Niemand wagt, eine Vermutung auszusprechen. Gleich am nächsten Morgen wird der graue Vorfall dem Häuptling gemeldet. Dieser läßt alle Männer und jungen Burschen zusammenrufen. Sie eilen gehoramt herbei; nur einer fehlt: S k e l e m. Warum kommt er nicht? Hatte er mit Hlogolo zu tun? Ja, er wohnte in seiner unmittelbaren Nähe und hat mit ihm gestern Abend gemeinsam die Hütte verlassen, in der das Biergelage stattfand.

Man schickte Boten zu ihm. Sie fragen, weshalb er nicht gekommen sei. Die Antwort lautet: „Meine Braut hatte mich in eine Hütte eingesperrt; ich konnte nicht kommen.“ — Eingesperrt? Weshalb? Glaubte sie, es drohe dir eine Gefahr? — Skelēm ist betroffen, stottert noch ein paar nichtssagende Ausreden daher und gesteht dann endlich seine Mordtat ein. Er wird verhaftet und sitzt gegenwärtig noch im Gefängnis; wahrscheinlich wird er in Bälde seine Untat mit dem Leben büßen müssen.

Woher die ganze Greuelstat? Aus A b e r g l a u b e n! — Möchte doch der liebe Gott recht viele eifrige Arbeiter in seinen Weinberg senden, damit das Heidentum mit all seinem finstern Wahn ausgerottet, und solche Greuelthaten von selbst unmöglich würden!

Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner.

Emaus, 8. Juni 1910. — Soeben kommt unser Bruder Schaffner und meldet, es sei auf unserem Lande Grasfeuer ausgebrochen. Alles, was Füße hat, rennt mit alten, ins Wasser getauchten Säcken hinaus, dem Feuer Einhalt zu tun. Wir fürchteten schon, das Feuer möchte in die trockenen Maisfelder hereinkommen; dann wäre es mit der diesjährigen Ernte vorbei gewesen; doch es lief alles noch ziemlich günstig ab. Nach etwa einer Stunde konnten wir beruhigt zur Station zurückkehren.

Der Kaffer geht mit dem Feuer sehr unvorsichtig um und wird durch Schaden nicht klug. Oft verunglückt ein Kind, — denn in einem Kaffernkraal brennt fast beständig ein offenes Feuer, — heute brennt eine Hütte ab, morgen entsteht ein Grasbrand, der vielleicht meilenweit alles, was ihm in den Weg kommt, vernichtet: Weidegras, Getreidefelder, Scheunen, Wohnhäuser, Schafe, Hühner, Menschenleben usw., und trotz alledem wirft der Kaffer bald ein brennendes Bündel ins trockene Gras, bald eine glühende Asche. Der Leichtsinn und Schlandrian steckt vielen Schwarzen so im Blut, daß sie selbst in späteren Jahren noch ebenso unvorsichtig handeln wie die kleinen Kinder.

Der Juni ist der kälteste Monat in Südafrika. Allerdings fällt das Thermometer selten auf einige Grade unter Null, es sei denn zur Nachtzeit oder in früher Morgenstunde, allein man ist hier so sehr an die Wärme und Sonnenhitze gewöhnt, daß schon ein kleiner Kältegrad sehr unangenehm berührt. Kommt noch dazu von den mit Schnee bedeckten Drakensbergen ein eisigkalter Wind, so geht der Kaffer den ganzen Tag über kaum mehr aus seiner Strohütte heraus; denn Kälte fürchtet er über alles. Lieber will er Hunger leiden, als frieren. Dazu fehlt es den meisten an der nötigen Kleidung, um sich gegen die Kälte zu schützen. Schuhe haben die wenigsten, und selbst ihre Decken sind oft sehr abgetragen

und zerrissen. Oft kommt so ein schlechtgekleidetes Menschenkind zitternd vor Kälte zu uns und bittet um eine warme Wolldecke. Sie glauben, der Missionär könne und müsse überall helfen und bedenken nicht, daß er selbst ein armer, auf die Mildtätigkeit einiger Wohltäter angewiesener Mann ist.

Wenn die Kaffern merken, daß kalte Witterung einfällt, müssen die Mädchen und Frauen hinaus in den Wald, um Brennholz zu holen. Manche tragen kolossale Bündel auf den steilsten Pfaden über eine Stunde weit auf dem Kopfe nach Haus. Jüngst kamen über 80 solcher Weiber hierher nach Emaus und baten um die Erlaubnis, in unserem Wattelwald Holz sammeln zu dürfen. Burder Schaffner verlangte, daß sie dafür einen halben Tag bei uns arbeiten müßten. Sie gingen gerne auf die Bedingung ein.

Ist in einem Kraale das nötige Brennholz vorhanden, so wird mitten in der Hütte den ganzen Tag über ein lustiges Feuerchen unterhalten, und alles, jung und alt, sitzt im Kreise ringsum. Da wird nun ungezählte Stunden lang geplaudert und erzählt, geschmupft, gegessen und getrunken und die kostbare Zeit totgeschlagen; daß dies ein Fehler sei, sieht der Kaffer absolut nicht ein; am wenigsten aber will ihm einleuchten, daß man sich auch durch rüstige A r b e i t erwärmen könne. In der Regel scheut er beides, die Arbeit, wie die Kälte. Gofsentlich denkt und handelt die kommende Generation anders.

Emaus, 9. Juni 1910. — Zwei gute Weststunden von hier entfernt lebte ein uraltes Weiblein, Mutisa mit Namen. Sie wollte sich schon lange taufen lassen, konnte es aber nicht übers Herz bringen, dem rohen Menschen, der ihr vor vielen, vielen Jahren den Unterleiber krumm geschlagen, zu verzeihen. Jedesmal, wenn sie an jenen Menschen dachte, flammte ihr Zorn von neuem auf. Endlich, als sie schon ihre 90 Jahre zählen mochte, verzieh sie ihm und wurde dann von uns getauft.

Kurz darauf wurde sie schwer krank. Ihre Tochter versorgte sie mit aller Liebe und Aufmerksamkeit. Letztere möchte auch gerne Christin werden, allein solange sie als zweites Weib mit ihrem heidnischen Manne zusammenlebt, kann davon natürlich keine Rede sein. Als das Mütterchen gestorben war, kam die Tochter hieher, um wegen der Beerdigung das Nötige zu besprechen. Man bringt sonst vielfach die Leichen auf einem bloßen Kaffernschlitten hieher, allein in diesem Falle waren die Wege so steil und schlecht, daß man sogar auf dieses primitive Transportmittel verzichten mußte. Wir liehen daher den guten Leuten unsere Totenbahre. Zuerst erschien ein Mann aus der Nachbarschaft, um das Grab zu machen. Später brachten sie die Leiche; sie war in eine bloße Decke eingehüllt, denn die Leute waren zu arm, um einen Sarg zu kaufen. Die Strohmatten, auf der sie bei Lebzeiten gelegen, lag daneben und mußte ihr kaffrischem Brauche gemäß ins Grab mitgegeben werden. Ihre Tochter stieg in die Grube hinab, um die Leiche in Empfang zu nehmen und schon gerade zu betten, während ihr Mann seinen Diensteifer dadurch bekundete, daß er das Grab mit beiden Händen zuschüttete half. Zu guter Letzt beteten wir gemeinsam drei Vater unser für die Seelenruhe des alten Mütterchens.

So primitiv derartige Beerdigungen an sich sind, so stiften sie doch auch ihren Nutzen. Schon mancher Stockheide ist bei einem derartigen Anlasse zum erstenmale zu uns gekommen und hat dadurch die Mission kennen

gelernt. Später kam er dann zum sonntäglichen Gottesdienst, empfing christlichen Unterricht und schloß sich endlich durch die hl. Taufe dauernd unserer Religion an.

Aus dem Missionsleben in Triashill.

Von M. Schw. Dulcissima, C. P. S.

Am hochheiligen Pfingstfeste 1913 ging ein Teil unserer schwarzen Neuchristen das erstemal zum Tische des Herrn, während Tags darauf 113 Katechumenen durch die heilige Taufe in den Schoß unserer heiligen Kirche aufgenommen wurden. Ueberdies wollte unser Hochw. P. Superior anlässlich der hohen Festtage das Allerheiligste aus der alten, baufällig gewordenen Missionskapelle in die neue, bald der Vollendung entgegengehende Kirche übertragen.

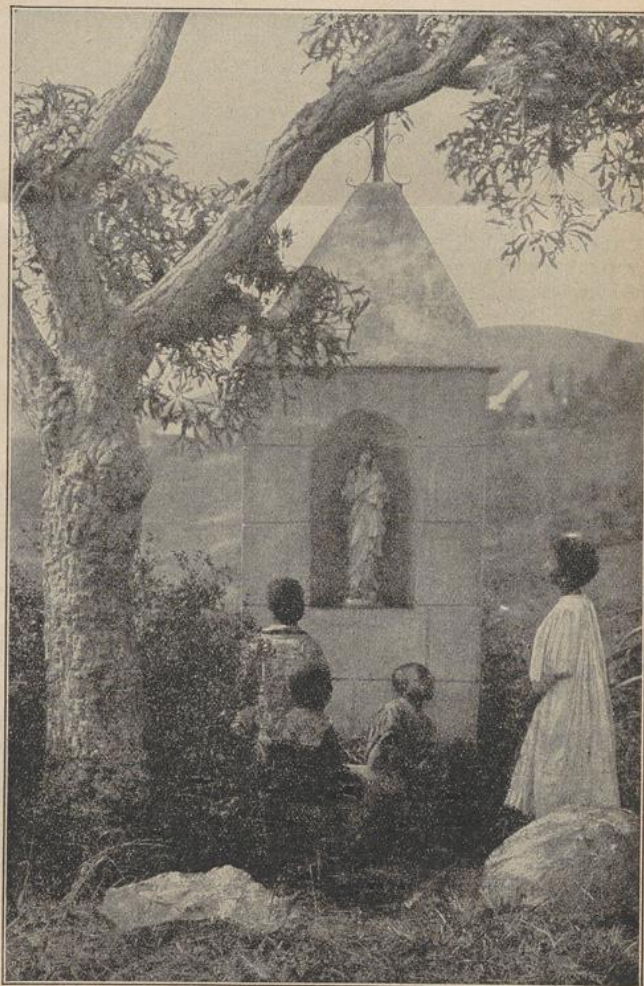
Begreiflich, daß sich unsere ganze Missionsstation schon mehrere Tage zuvor rüstete, diese seltene Feier zu einer hochfesttäglichen zu gestalten; namentlich waren wir alle bemüht, das neue Gotteshaus nach Kräften zu zieren und zu schmücken, um dem lieben Heiland, der nun dauernd dort seine Wohnung aufschlagen wollte, eine möglichst würdige Stätte zu bereiten. Unsere schwarzen Kinder schlepten zu genanntem Zweck eine Menge Blumen, Sträucher und Bäumchen aller Art herbei; an allen Enden und Ecken wurde geputzt und gefeiert, kurz, es war eine helle Freude, zu sehen, wie jedes einzelne bemüht war, in seiner Art zum Gelingen des Festes beizusteuern. Der schöne, breite Weg, der von der alten Kirche zur neuen führt, war tadellos hergerichtet und rechts und links mit Bäumchen geschmückt.

Am Vorabend des heiligen Pfingstfestes kehrte P. Superior von der Filiale „St. Barbara“ zurück, wo am genannten Tag eine erhebende Tauffeierlichkeit stattgefunden hatte, und da seiner am kommenden Pfingstmorgen eine Menge anderer Arbeiten wartete, beschloß er, noch am gleichen Abend das Allerheiligste in die neue Kirche zu übertragen. Es fing schon an, dunkel zu werden, als wir uns in dem alten Missionskirchlein versammelten, um dem lieben Heiland das Ehrengelächte zur neuen Kirche zu geben. Unsere Schulkinder und sämtliche Erstkommunikanten hatten sich in Reih und Glied zur feierlichen Prozession aufgestellt, während die Brüder und Schwestern brennende Kerzen in der Hand hielten. Der Chor stimmte das „Pange lingua“ an, dann folgte auf dem Weg zur neuen Kirche das „Großer Gott, wir loben dich“ in der Sprache der Eingeborenen, wobei alle kräftig miteinstimmten. Alle Herzen schlugen höher, als wir so mit dem Allerheiligsten durch die Nacht hinzogen. Die hellen Stimmen unserer Kinder klangen so kräftig und wehevoll, und vom Himmel herab glänzten und funkelten die zahllosen Sterne, daß es in Wahrheit schien, als wetteiferten Himmel und Erde zusammen, ihrem sakramentalen Gott eine möglichst große Huldigung zu erweisen. In der neuen Kirche angelangt, wurde das Allerheiligste im Tabernakel reponiert, worauf der Hochw. P. Superior noch einige erbauende Worte an die Anwesenden richtete und sie alle ermahnte, recht oft hieher zu

kommen, um den im hochheiligen Sakramente verborgenen Gott in Demut und Liebe anzubeten. Wir alle freuten uns, daß der liebe Heiland in unserer Mitte nun endlich eine würdigere Wohnung gefunden, als zuvor.

Nach dem Abendgebet scharten sich noch viele schwarze Neubekehrte um den Beichtstuhl, um ihre Herzen für den kommenden hohen Festtag zu reinigen und zu schmücken. Ich mag gar nicht sagen, wie lange unser jeeleneifriger Priester und Missionar ausharrte, um den Wünschen und Bedürfnissen aller zu genügen. Die übrigen suchten in Stille und heiliger Sammlung ihre Strohmatten auf, und erwarteten mit heißer Sehnsucht den kommenden Morgen.

Endlich stieg die Sonne im flammenden Osten auf, und die Kirchenglocken jandten jubelnd ihre hehren Klänge über Berg und Tal, alle Christen und Katechumenen zum Feste ladend. Es war ein wunderschöner Sommertag, und bald strömten die Schwarzen in hellen Häufen der Missionsstation zu. Gegen 8 Uhr versammelten sich die Erstkommunikanten im Schullokal, um von dort in feierlicher Prozession in die neue Kirche abgeholt zu werden. Es war ein ergreifender Anblick, als die Ueberglücklichen, gegen 90 an der Zahl, gar fittsam und bescheiden mit fromm gefalteten Händen und



Am Heiligenhäuschen in St. Michael.

niedergeschlagenen Augen einherzogen. Sie waren zwar arm, doch ausnahmslos recht sauber und anständig gekleidet. P. Superior hielt eine zündende Ansprache, dann folgte das feierliche Hochamt, wobei die neue Kirche trotz ihrer ansehnlichen Dimensionen die vielen Schwarzen nicht mehr alle fassen konnte, so daß manche nur vom Kirchenportale aus der heiligen Handlung folgen konnten. Es folgt der Augenblick der heiligen Kommunion; die glücklichen Erstkommunikanten nähern sich in langer Reihe dem Tische des Herrn. Zwei Buben führen die Knaben und Jünglinge, zwei weißgekleidete Mädchen das Frauenvolk zur Kommunionbank hin und geleiten sie wieder auf ihre Plätze zurück. Noch lange knien sie hierauf in innigem Dantgebete vor dem Altare, bis sie zuletzt wieder prozessionsweise zur Schule zurückgeleitet werden, wo ihrer ein bescheidenes Mittagsmahl wartet.

Hier konnten sie sich nach Herzenslust in ihrer Art unterhalten, und während die einen ihre Gesänge und Spiele aufführten, scharten sich die andern nach Kinderart um ihren geliebten geistlichen Vater, den Hochwürdigen P. Superior, dem sie heute gar vieles zu sagen hatten. Zum Schluß bekam jedes ein Bildchen zum ständigen Andenken an den Tag der ersten heiligen Kommunion. Ihre Augen leuchteten vor Freude und gaben beredten Ausdruck von dem hohen, reinen Glück, das diese Kinderherzen erfüllte, und voll Dank gegen Gott, der heute ihr Seelengast geworden, kehrten sie gegen Abend wieder in ihre heimatlichen Kraale zurück. —

Inzwischen hatten sich die Taufkandidaten eingefunden; die meisten von ihnen waren Schulkinder aus Triashill. Die Mädchen hüpfen und tanzen vor Freude um mich herum, und als ich sie fragte, weshalb sie sich denn gar so freuten, da schallte mir die Antwort entgegen: „O Schwester, wir können es gar nicht sagen, wie freudig uns heute zu Mute ist! O, wie freuen wir uns auf den morgigen Tag, an dem wir endlich durch die heilige Taufe zu Kindern Gottes werden sollen!“ — Ich glaube, daß während der Nacht vor lauter Erwartung und Sehnsucht nur wenige schlafen konnten, wenigstens waren, als ich am frühen Morgen durchs Fensterchen guckte, schon alle munter.

Die Taufzeremonien begannen sehr früh. P. Ignatius, der gegenwärtig die Filiale „St. Barbara“ pastoriert, teilte sich mit dem Hochw. P. Superior redlich in die Arbeit. Die ganze Feierlichkeit verlief ähnlich, wie die Tags zuvor, nur hatte sich diesmal eine noch größere Zahl von Schwarzen eingefunden, indem fast von allen unsern Außenstationen zahlreiches Volk nach Triashill gekommen war. Nach vollendeter Tauffeierlichkeit wurde das „Te Deum“ angestimmt. Die Neugebauten wurden von den übrigen mit Jubel begrüßt und beglückwünscht; alles freute sich, daß nun wiederum eine große Schaar unserer jungen Christengemeinde eingegliedert war. So folgten zwei außerordentlich schöne Gnadentage unmittelbar auf einander; die Erinnerung daran wird uns unvergeßlich bleiben auf immer.

Im Laufe des zweiten Nachmittages waren noch Rosenkränze und Medaillen verteilt worden. Bei diesem Anlaß erlaube ich mir zu bemerken, daß unsere Schwarzen eine außerordentliche Vorliebe für den heiligen Rosenkranz haben. Sie beten ihn ungemein gern und betrachten ihn als Ehrengeschenk ihrer Himmelsmutter Maria. Schon bei den Heiden und Katechumenen macht sich diese Liebe zum heiligen Rosenkranz vielfach bemerkbar. Kommt da eines Tages ein ganzes Häuflein noch ungetaufter Kinder zu mir, und

jedes von ihnen bittet gar dringend und herzlich, ich möchte ihnen doch einen Rosenkranz schenken, damit sie nicht immer die vielen Ave Maria an den Fingern abzählen müßten. Leider konnte ich ihre Bitte nicht erfüllen, denn ich hatte nur mehr einen bescheidenen Vorrat an Rosenkränzen. „Schwester,“ riefen sie nun wie aus einem Munde, „gib uns wenigstens nur ein kleines Stücklein, dann sind wir schon zufrieden!“ — Das ging natürlich noch viel weniger an, doch versprach ich ihnen, ich wolle an die guten Leute drüben überm großen Wasser schreiben, und die würden ihnen dann sicherlich eine Menge Rosenkränze schicken. Nun muß ich mich aber beeilen und mein Versprechen erfüllen, denn die Kleinen pflegen so etwas nicht zu vergessen und werden wohl bald wieder vor der Türe stehen und fragen, ob die versprochenen Rosenkränze noch nicht angekommen seien. Wer von unsern geehrten Lesern und Leserinnen will mir nun aus der Not helfen und mir für die armen, braven Heidenkinder Rosenkränze schenken? Wer keinen Rosenkranz schicken kann, möge gelegentlich ein andächtiges Rosenkränzlein für uns und unsere Mission beten. So ein Gebetsalmosen ist schließlich noch mehr wert, als alles andere.

Bis diese Zeilen im „Vergißmeinnicht“ erscheinen, ist vielleicht das heilige Weihnachtsfest schon gekommen und die weißen Kinder in Europa und Amerika freuen sich über die reiche Christbescherung, die ihnen vom lieben Jesuskind geworden. Hier im fernen Afrika aber stehen die guten Heidenkinder in bedauernswerter Armut und Dürftigkeit da, heben bittend die schwarzbraunen Händchen auf und flehen die christliche Mildtätigkeit um ein paar Stoffreste an, ihre Blöße zu bedecken.

Drum, ihr lieben Freunde drüben
In dem schönen Euroda,
Ach, gedenket doch der Schwarzen
In dem fernen Afrika.

Gebet ein Häßchen oder Rößchen
Für das arme Heidenkind.
Wisset, daß auf diese Weise
Reidet ihr das Jesuskind.

Der Hochwürdige P. Sturmius †.

Abermals hat der unerbittliche Tod aus der Zahl unserer Missionspriester ein Opfer geholt. Am 16. September 1913 starb nach längerem Leiden, wohlverstanden mit den Tröstungen unserer heiligen Religion, der Hochwürdige P. Sturmius Rodius.

Der Verbliebene, geboren 25. März 1860 zu Vohr am Main, trat am 25. November 1885 in Missionskloster Mariannhill ein, machte dort sein Noviziat und wurde am 22. März 1890 zum Priester geweiht. Seine Primiz feierte er an seinem 30. Geburtstag, am schönen Feste Maria-Verkündigung. Im Mutterhause Mariannhill war er bei seiner trefflichen musikalischen Veranlagung längere Zeit als Kantor usw., sowie als Musiklehrer der schwarzen Jünglinge tätig; später war er meist auf unsern Stationen, wie in Revelaer, M. Telgte und Einsiedeln und so weiter tätig, bis er still und friedlich seinen Lebensabend auf der Missionsstation Mariatrost beschloß, wo nun seine irdische Hülle mitten unter den schwarzen Christen ruht, für die er hinieden gebetet und gearbeitet hatte. R. I. P.

Möge uns die göttliche Vorsehung in Bälde einen recht frommen, seeleneifrigen Priester zum Ersatz schicken!

Die ersten deutschen Jesuiten-Missionäre.

Während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens ruhten die Missionen der Gesellschaft Jesu hauptsächlich in den Händen der spanischen und portugiesischen Jesuiten.

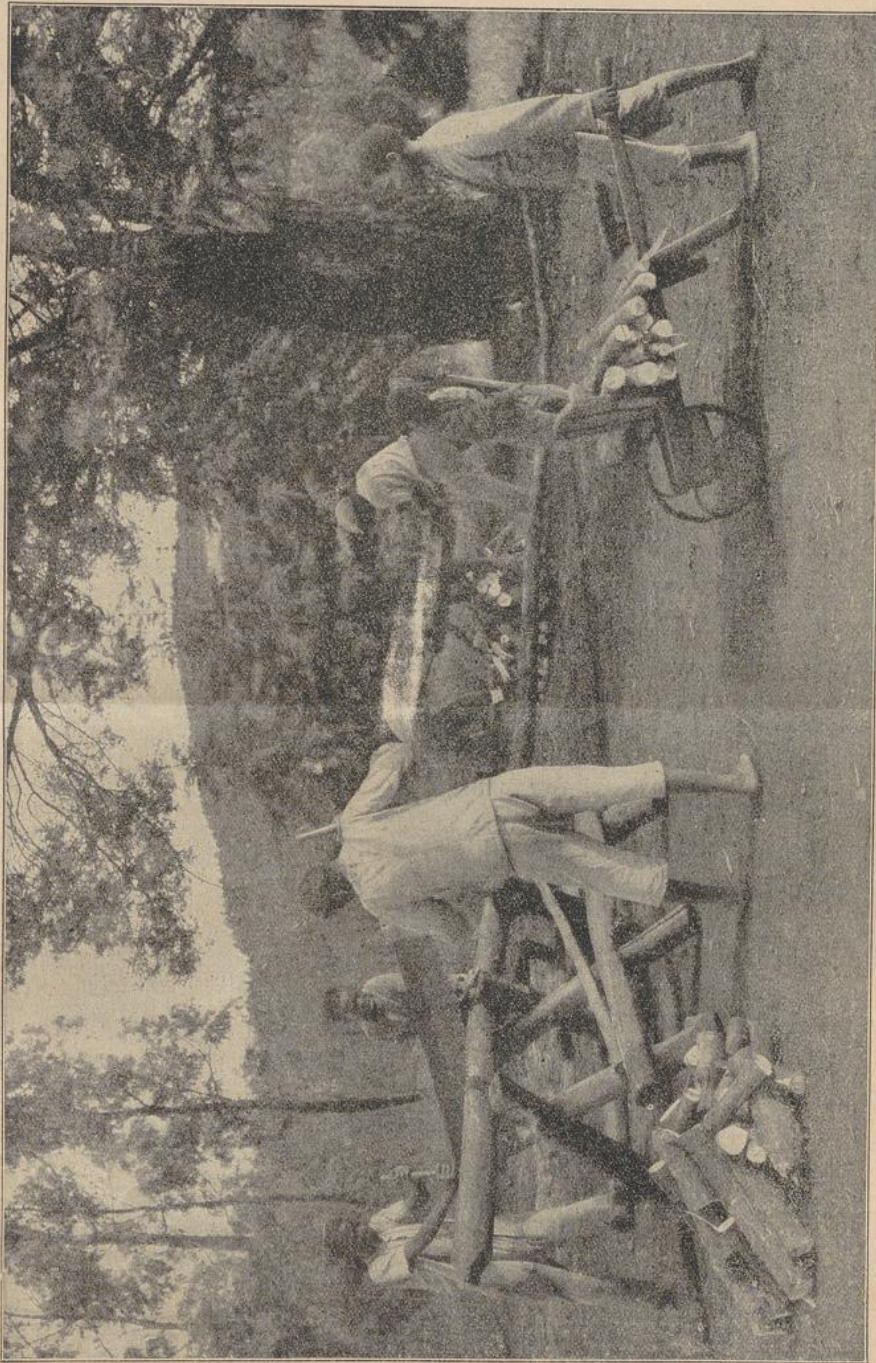
Die Missionen lagen ja nahezu ausschließlich innerhalb des spanisch-portugiesischen Kolonialreiches und Patronatsgebietes, in welches Ausländer, zumal anfangs, nur sehr ungern zugelassen wurden. Zudem waren die deutschen Jesuiten durch das große Werk der Glaubenserneuerung voll auf in Anspruch genommen. Ihr „Indien“ sollte Deutschland sein, wie der Bescheid von Rom aus immer wieder lautete. Erst mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts beginnen vereinzelt oder in kleinen Gruppen auch deutsche Patres und Brüder „nach Indien“, wie der Ausdruck lautete, zu gehen.

Eine solche Ausendung in die fernsten überseeischen Länder war damals für Deutschland noch etwas ganz Neues, Ungewohntes.

Sie weckte deshalb nah und fern, innerhalb und außerhalb des Ordens ein ganz außerordentliches Interesse.

Ein alter Bericht aus dem bayerischen Reichsarchiv gibt darüber in Verbindung mit anderen Quellen ein anschauliches Bild und dürfte gewiß unsern Lesern Freude machen. — Die aus dem Missionsfelde des Ordens regelmäßig eintreffenden Briefe und Berichte, die gedruckt oder in Abschriften von Provinz zu Provinz, von Haus zu Haus flogen und überall mit Begierde gelesen wurden, hatten auch in der oberdeutschen oder

bayerischen Provinz die Missionsbegeisterung lebendig erhalten. Sie brach in helle Flammen aus, als 1615 der berühmte belgische China-Missionar P. Nikolaus Trigault S. J. auf seiner Rundreise an den katholischen



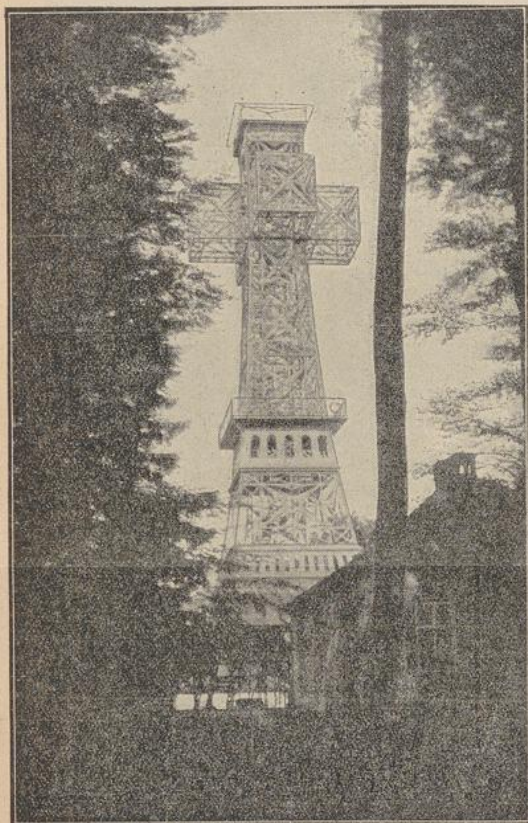
Schwarze Schulfinder bei der Arbeit. (Missionsstation Mariatrost, Südafrika.)

Höfen auch nach Bayern kam und die dortigen Ordenshäuser besuchte. Eine wahre Flut von dringenden Bittgesuchen ging nach Rom an den Ordensgeneral.

Mit fieberhafter Spannung wurde die Antwort erwartet. Am 23. Januar 1616 traf sie in Ingolstadt ein. Aus der großen Zahl der Bewerber hatte der Ordens-

general zunächst fünf junge Patres, meist Theologen des vierten Jahres, auserwählt.

Es waren Andreas Agricola aus Engen im badischen Seckreis, Kaspar Rueß aus Haunstetten bei Augsburg, Ferdinand Reinmann aus Meran und Michael Durst aus Augsburg. Der erste war für Paraguan, die übrigen für Peru, ein fünfter, P. Johann Alberich, für Malabar bestimmt. Letzterer erhielt Weisung, sich den neugeordneten Truppen aus Oesterreich usw. anzuschließen, die P. Trigault übers Jahr nach Ostasien führen sollte.



Das größte Kreuz der Welt. Elischner, Berlin 88.

Ausnahmsweise ist es diesmal nicht Amerika, sondern Europa, ja sogar Deutschland, welches das größte Kreuz besitzt. Es ist dies das „Josephs-Kreuz“ auf der Josephshöhe bei Stolberg im Harz. Das trotz seiner Höhe von 38 m zierlich gebaute Kreuz dient zugleich als Aussichtsturm, der einen einzigartigen Rundblick gestattet.

„Ich weiß gar nicht, was ich anfangen soll,“ so schrieb Kaspar Rueß, einer der Auserwählten, am 31. Januar. „Ich bin so voll des Jubels und außer mir vor Freude. Wahrhaft beseligt hat mich Ew. Paternität durch die so frohe Botschaft. Ich weiß auch nicht, was ich auf Erden Lieberes hätte vernehmen können. Ja ich gehe, ich fliege, wohin der gute Gott, wohin der heilige Gehorsam mich ruft! Nicht schreckt mich die blutige Mörderhand, nicht vermögen weder die Fluten des unermesslichen Ozeans, noch die wilden, grausamen Sitten der Barbaren mich einen Augenblick wankend zu machen . . .“

Wöchte doch die göttliche Vorkehrung auch in unserer Zeit wieder recht viele solch' wahrhaft apostolische Seelen erwecken!

Genovefa.

Nach Christoph von Schmid.

1. Kapitel.

Genovefa wird Siegfrieds Gemahlin.

Genovefa, die heilige Pfalzgräfin, lebte zu einer Zeit, da über unserm deutschen Vaterland eben die Morgenröte des Evangeliums aufgegangen war. Die sanfte Lehre Jesu milderte die rauhen Sitten unserer Vorfahren, und selbst der bisher unbebaute Boden nahm unter der fleißigen Hand der ersten Mönche eine freundlichere Gestalt an. Viele deutsche Fürsten erfreuten sich dieses schönen Doppelsegens und wetteiferten miteinander, der neuen Himmelslehre zu huldigen.

Unter diesen Fürsten war auch Genovefas Vater, der Herzog von Brabant. Seine hohe Tapferkeit im Krieg, sein edler Sinn und seine Milbherzigkeit gegen die Armen machten ihn allgemein geachtet und geliebt. Die Herzogin war eine sanfte, seiner durchaus würdige Gattin, und beide waren in erster Linie darauf bedacht, ihre einzige Tochter, Genovefa mit Namen, fromm und christlich zu erziehen.

Genovefa zeigte schon als Kind einen hellen, gewekten Verstand, und ein tiefes, edles Gemüt, war anständig zu jeder Arbeit und voll Liebe gegen Gott. Wenn sie an Sonntagen mit ihren Eltern zum gemeinsamen Gottesdienste kam, glückte sie in ihrem weißen Kleide, mit ihren hellen, blauen Augen und den fromm gefalteten Händen mehr einem Engel als einem Menschen. Als ein wahrer Friedensengel erschien sie auch in den Hütten der Armen. Sie brachte den Kindern Kleidungsstücke, die sie selbst verfertigt hatte und drückte den Müttern manches Geldstück in die Hand, das ihr die Eltern zu ihrem eigenen Bedarf gegeben hatten. Oft eilte sie mit einem reichgefüllten Körbchen am Arm schon am frühen Morgen oder auch noch am späten Abend zu den Kranken und brachte ihnen erquickende Speisen; manch' kostbare Baumfrucht, damals noch eine Seltenheit im deutschen Lande, sparte sie sich am Munde ab, um Kranke damit zu laben. So wuchs Genovefa zur blühenden Jungfrau heran, und fromme Mütter stellten ihren Kindern das herzogliche Fräulein oft als helleuchtendes Beispiel jeglicher Tugend vor Augen.

Eines Tages kam ihr Vater, der Herzog, wieder von einem Kriegszuge zurück. Er war in der Schlacht in großer Lebensgefahr gewesen, doch Siegfried, ein junger, tapferer Graf, war ihm schnell zur Hilfe gekommen und hatte ihm so das Leben gerettet. Der Herzog nahm der schönen, hochgewachsenen Jüngling mit sich auf seine Burg und gewann ihn bald so lieb, daß er ihm seine einzige Tochter zur Gemahlin gab. Man hatte nie ein schöneres Brautpaar gesehen, und als Siegfried wenige Tage nach der Hochzeit sich anschickte, mit Genovefa, seiner Gemahlin, nach Hause zu reisen, blieb in der herzoglichen Burg und der ganzen weiten Nachbarschaft kein Auge trocken.

Der Vater schloß seine Tochter nochmals in seine Arme und sprach gerührt: „So ziehe denn hin, meine liebe Tochter! Ich und deine Mutter sind schon auf Jahren, und wir wissen nicht, ob wir dein Antlitz nochmals sehen werden. Gehe mit Gott, habe ihn stets vor Augen und im Herzen und weiche nie von seinen Wegen ab, dann dürfen wir deinetwegen unbekümmert sein und wird schließlich alles gut werden.“ — Ähnlich sprach die Mutter: „Lebe wohl, Genovefa, und Gott begleite dich! Ich weiß nicht, was vom Himmel über dich verhängt ist, mein Herz ist so schwer und mit gar ernstern,

trüben Ahnungen erfüllt. Du warst immer unsere größte Freude, unser einziger Trost. Bleibe fromm und gut, dann brauchen wir nichts zu fürchten, und sollten wir einander auch auf Erden nicht mehr sehen, im Himmel oben sehen wir uns sicher wieder!"

Nun wandten sich beide Eltern an den Grafen mit den Worten: "So nimm sie denn hin, geliebter Sohn! Sie ist unser kostbarstes Kleinod und deiner wert. Behalte sie lieb und ersetze ihr fortan Vater und Mutter!" — Graf Siegfried versprach alles und kniete mit Genovefa nieder, den väterlichen und mütterlichen Segen zu empfangen.

Zuletzt trat Hilbold, der Bischof, ein ehrwürdiger Greis mit silberweißen Haaren, der die Trauung vorgenommen hatte, näher, segnete beide und sprach sodann zu Genovefa gewendet: "Weinet nicht, edle junge Frau. Der Himmel hat Euch ein großes Glück zgedacht, doch nicht nach Menschenart. Es wird einst der Tag kommen, an dem alle, die hier zugegen sind, Gott mit Freudentränen dafür danken werden."

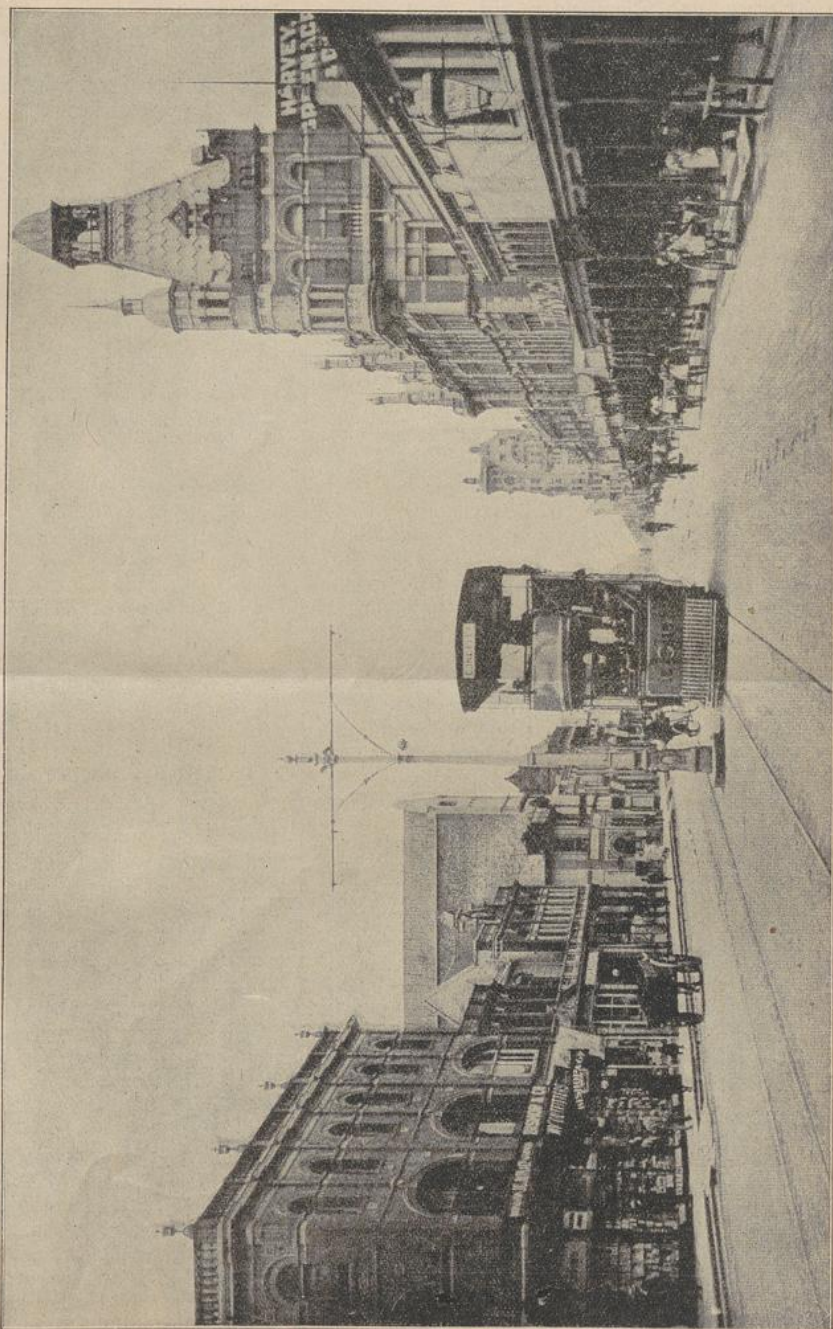
Bei diesen Worten ergriff alle Umstehenden eine leise Ahnung bevorstehender, außerordentlicher Schicksale, und die allgemeine Wehmut verwandelte sich in stumme, vertrauensvolle Anbetung Gottes und seiner heiligen Vorsehung. Der Graf half seiner weinenden Gattin auf das für sie bereitstehende, prächtig gezierte Reisepferd, schwang sich dann selbst auf sein Roß, und beide zogen unter einer zahlreichen Begleitung von Rittern und Edelknaben der neuen Heimat zu.

2. Kapitel.

Graf Siegfried zieht in den Krieg.

Das Schloß des Grafen, Siegfriedsburg genannt, lag hoch auf steilen Felsenwänden zwischen Rhein und

Mosel in einer schönen, anmutsvollen Gegend. Als sich der Graf mit seiner jungen Gemahlin dem Schloßtor näherte, standen schon alle seine Diener und Untertanen, Männer, Frauen und Kinder, im besten Schmucke bereit, das edle Brautpaar zu empfangen. Die Schloß-



Hauptstraße von Durban, der Hafenstadt Natal.

pforte war mit Blumen und grünem Laubwerk geziert und auch der Weg mit frischen Blättern und Blumen bestreut. Aller Augen aber waren voll Neugierde auf die junge Gebieterin geheftet, deren edle Gestalt eine überirdische Schönheit auszuatmen schien.

Genovefa stieg ab und begrüßte alle aufs liebevollste. Besondere Liebe und Aufmerksamkeit befandete sie gegen

die Mütter, die mit ihren Kindern auf dem Arm und in der Hand umherstanden und beschenkt die Kinder, nach deren Namen und Alter sie fragte, so reichlich, daß Mütter und Kinder von ihrer Güte und freundlichen Herablassung ganz entzückt waren. Als aber der Graf — auf Genovefas Bitten, wie er versicherte — seinen Kriegern und Dienstleuten für einen Monat doppelte Löhnung versprach, all seinen Untertanen auf ein Jahr Erlass an den Abgaben, und den Hausarmen überdies eine reiche Gabe an Getreide und Holz ankündigte, da brachen alle in lauten Jubel aus, priesen sich und den Grafen glücklich und sandten tausend fromme Wünsche für das junge Brautpaar zum Himmel. Sogar den alten Kriegern, die im schimmernden Waffenglanz mit Schild und Speer nebenan standen, glänzten die hellen Tränen in den Augen.

Siegfried und Genovefa lebten in glücklichster Eintracht zusammen. Leider sollte dieses ihr Glück nur wenige Monate dauern. Eines Abends spät nach Tisch hörte man plötzlich draußen vor dem Burgtor kriegerischen Trompetenschall. „Was gibt's?“ rief der Graf seinem Stallmeister entgegen, der eilends hereintrat. „Krieg!“ entgegnete dieser. „Die Sarazenen sind von Spanien her in Frankreich eingebrochen und drohen alles durch Feuer und Schwert zu verheeren. Soeben sind zwei Ritter vom König angekommen mit dem Befehl, sofort zu seinem Kriegsheer zu stoßen.“ —

Der Graf eilte hinab, begrüßte die Ritter und führte sie herauf in den großen Ritteraal. Die erschrockene Gräfin aber eilte zur Küche, Anstalten zur Bewirtung der Reiter zu treffen. Man brachte die ganze Nacht mit Kriegszurüstungen und Aussendung von Boten zu; alle Ritter der Nachbarschaft kamen auf Siegfriedsburg zusammen, und das ganze Schloß widerhallte vom Getöse der Waffen und den schweren Fußtritten geharnischter Männer. Die Gräfin war die ganze Nacht damit beschäftigt, die vielen Leute zu bewirten und für ihren Gemahl die nötige Ausstattungen zusammenzupacken. Mit Anbruch des Tages waren alle Ritter vollständig gerüstet in dem Saale versammelt, und der Graf stand in seinem glänzenden Harnisch, einen wallenden Federbusch auf dem Helm, in ihrer Mitte; unten im Schloßhof aber hatte sich die Reiterei und das Fußvolk in Reih und Glied aufgestellt und warteten seiner.

Genovefa trat in den Saal und überreichte ihrem Gemahl nach den Sitten der damaligen Zeit Schwert und Lanze. „Führe diese Waffen für Gott und Vaterland, zum Schutze wehrloser Unschuld und zum Schrecken übermütiger Feinde,“ sprach sie, und sank dann bleich wie eine geknickte Lilie in seine Arme. Bange Ahnungen schwerer kommender Leiden erfüllten ihre Seele. „Ach Siegfried, wenn du nicht mehr zurückkehren solltest,“ seufzte sie und verbarg ihr Angesicht an seiner Brust. — „Sei getrost, Genovefa,“ sprach der Graf, „gegen Gottes Willen geschieht mir kein Leid. Wir stehen überall in Gottes Hand und sind schließlich hier im Hause dem Tode so nahe wie auf dem Schlachtfeld. Wer aber Gott fürchtet, hat sonst nichts zu fürchten; darum sei meinestwegen unbesorgt. Die Ob Sorge über dich und über das Schloß und die ganze Grafschaft habe ich nächst Gott meinem Hausmeister hier übergeben. Er ist von nun an Burgvogt und Verwalter meiner Besitzungen. Und nun empfehle ich alles dem Schutze des Allerhöchsten! Lebe wohl und gedenke meiner fleißig im Gebete!“ —

Genovefa begleitete ihn die steinerne Wendeltreppe hinab, und alle Ritter folgten. Sobald sie in

den Schloßhof eintraten, ertönten die Trompeten und bligten zum Gruße des Grafen die Schwerter in der Morgen Sonne. Siegfried schwang sich auf sein Roß, warf Genovefa nochmals einen freundlichen Blick zu und sprengte dann eilends davon. Mit donnerndem Getöse marschierten Ritter und Kriegsknechte über die hölzerne Zugbrücke des Schlosses. Genovefa sah vom Turme aus dem Zuge nach, bis er endlich ihren Augen entschwand, dann schloß sie sich in ihr Zimmer ein, sich auszuweinen, und konnte vor Trauer und Seelenangst den ganzen Tag keinen Bissen genießen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Name Jesu.

Ich möchte gern was schreiben,
Das ewig könnte bleiben;
Denn alles andre Treiben
Will nur die Zeit verreiben.

Ich möchte gern was lieben,
Das ewig ist geblieben;
Denn in den andern Trieben
Wird nur die Lieb' vertrieben.

Ich möchte gern mein Leben
Zu Ewigem erheben;
Denn alles andre Streben
Ist in den Tod gegeben.

Drum schreib' ich einen Namen,
Drum lieb' ich einen Namen,
Und leb' in einem Namen,
Der Jesus heißt. — Sprich: „Amen!“ —

Clemens Brentano.

Gehet zu Joseph.

Eine „Vergißmeinnicht“-Leserin schreibt: „Ich wurde lange durch Gewissensunruhe und Zweifel über die Giltigkeit früherer Beichten gequält und nahm endlich meine Zuflucht zum hl. Joseph mit dem Versprechen der Veröffentlichung und der Spendung eines Missionsalmosens im Falle der Erhörnung. Seitdem habe ich gottlos den inneren Frieden wieder erlangt und erfülle nun mit Freuden mein Versprechen.“

Anderer Berichte lauten folgendermaßen:

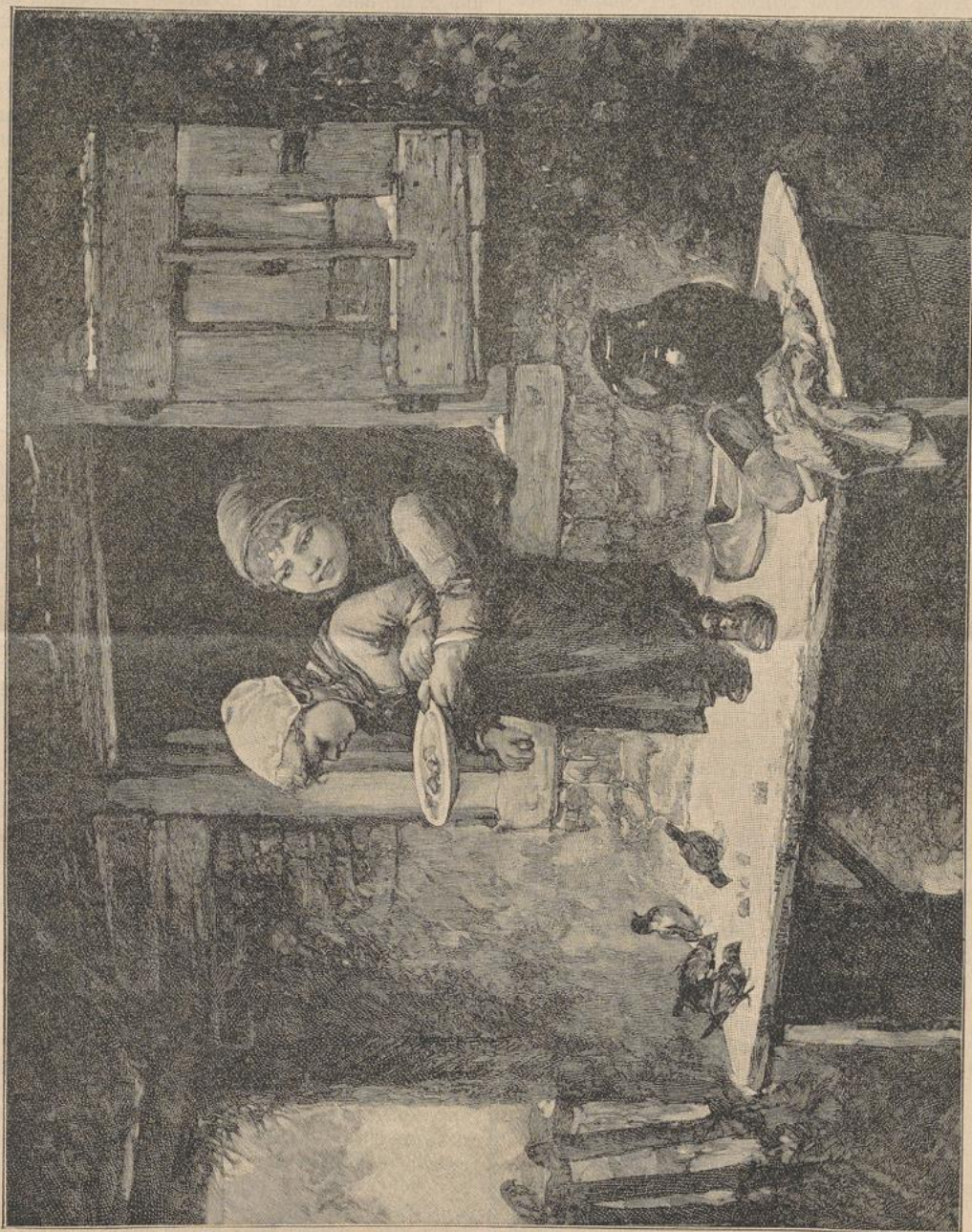
„Durch vertrauensvolle Anrufung des hl. Joseph brachte ich es nach vielen Gebeten dahin, daß mein lieber Vater, der seit Jahren keine Kirche mehr besucht hatte, wieder zu den hl. Sakramenten ging.“ — „Ich mußte plötzlich meine Wohnung räumen und eine andere suchen; ich fragte die ganze Ortschaft ab, konnte aber nichts finden, so daß ich schon glaubte, mein Nachtlager auf offener Straße aufschlagen zu müssen. Da gedachte ich in meiner Not des hl. Joseph und betete recht vertrauensvoll zu ihm, er möchte mir doch helfen. Siehe, da kommt eine Person mit der Meldung zu mir, daß ganz in der Nähe eine Wohnung leer stehe. Es war das an einem Orte, wo ich gar nicht daran gedacht hätte, etwas zu finden. Unter innigem Dank zum hl. Joseph zog ich daselbst ein, und mein Vertrauen zu diesem großen Helfer in jeder Not ist seitdem noch bedeutend gestiegen.“

Ein Pfarrer schreibt uns: „Eines meiner ehemaligen Schulkinder geriet in Haft. Ich flehte dringend zum hl. Joseph und machte nach dem Beispiele anderer das Gelübde der Veröffentlichung. In derselben Stunde

wurde die betreffende Person von der Behörde wieder frei gegeben, weshalb ich mich beeile, mein Versprechen zu erfüllen."

"Wir wandten uns wegen Gründung einer Schule an den hl. Joseph und versprachen im Falle der Er-
hörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht" nebst

die armen Heidenkinder bei." — „Wir hatten wiederholt Unglücksfälle im Stall, wir beteten zum hl. Joseph und es ward uns jedesmal geholfen. Sobald unsere Verhältnisse es gestatten, werden wir zu Ehren des hl. Joseph ein kleines Missionsalmosen senden. Veröffentlichung war versprochen."



Der Vöglein Christkind. Nach einem Gemälde von te Käte. Gnoge, Feinzig-Reibnitz, Koshgarenstraße 14.

einem kleinen Missionsalmosen; und siehe, schneller als wir zu hoffen wagten, haben wir seine mächtige Hilfe erfahren und sagen deshalb dem großen Helfer unsern herzlichsten Dank!" — „Ich wurde zweimal von einem schweren Augenleiden heimgesucht, und jedesmal wurde mir nach vertrauensvoller Anrufung des hl. Joseph geholfen. Ich lege als Dank 10 Mark für

„Der hl. Joseph verhalf mir zur Ablegung einer guten Generalbeicht, auch eine gefährliche Operation ist nach seiner Anrufung gut abgelaufen. Mit innigem Dank gegen Gott rufe ich aus: Gehet in jeder leiblichen und geistigen Not zur lieben Muttergottes und zum hl. Joseph, ihre Fürbitte vermag alles bei Gott!" — „Mein lieber Bruder erkrankte plötzlich schwer; der her-

beigerufene Priester konnte ihn zwar noch beicht hören, doch als er ihm die heilige Kommunion reichen wollte, war er schon völlig bewußtlos. Da flehte ich aus innerstem Herzensgrund zum hl. Joseph, dem Schutzpatron der Sterbenden, er möge doch meinen lieben Bruder nicht ohne die heiligen Sakramente sterben lassen. Wider Erwarten besserte sich der Zustand des Kranken am folgenden Tage derart, daß er bei vollem Bewußtsein beichten und kommunizieren konnte. Noch mehr, nachdem mein Bruder fast vierzehn Tage zwischen Leben und Tod geschwebt hatte, trat eine unerwartete Besserung ein und heute ist er wieder vollkommen gesund. Gott und dem lieben hl. Joseph sei dafür tausendmal Dank gesagt!"

Eine Familienmutter schreibt: „Ich fühle mich nach zwölfjährigem Eheleben verpflichtet, dem lieben Gott öffentlich Dank zu sagen, daß er mir jedesmal die Gnade geschenkt hat, die ich *we re St u n d e* glücklich und verhältnismäßig leicht zu überstehen. Bei jedem einzelnen Falle hatte ich das Versprechen gemacht, im Falle der Erhörung ein Heidenkind auf einen bestimmten Namen taufen zu lassen.“

„Ich hatte zwar im März 1912 meine Prüfung als Lehrerin bestanden, konnte aber bei dem allgemeinen Andrang keine Anstellung finden. Doch nachdem ich in einer Novene den hl. Joseph angerufen hatte, wurde mir eine andere recht passende Stelle angetragen.“ — „Ich eröffnete vor einem Jahre unter sehr schwierigen Verhältnissen ein *G e s c h ä f t*. Das Geld war knapp, meine Gesundheit geschwächt und auch sonst gab es Hindernisse genug. Da machte mich die Lektüre des „Vergißmeinnicht“ auf die mächtige Hilfe des hl. Joseph aufmerksam. Ich stellte mein ganzes Unternehmen unter seinen Schutz und betete auch fleißig zu den armen Seelen. Und der Erfolg? Meine ganze Lage hatte sich derart gebessert, daß ich darin einen ganz besonderen Segen des Himmels erkennen muß. Darum, ihr lieben Leser, wenn euch eine Not drückt, geht zum hl. Joseph und gedenkt auch der lieben armen Seelen im Fegefeuer. Ich kenne keine besseren und schnelleren Helfer als sie. Veröffentlichung war versprochen.“

„Ich hatte eine böse *E n t z ü n d u n g* am Knie und fürchtete einen schlimmen Ausgang. Da betete ich zum hl. Joseph, und bald war das Uebel völlig verschwunden.“

Eine Mutter schreibt: „Meine drei Kinder litten zu gleicher Zeit an einer schweren *K r a n k h e i t*; bei unserm kleinsten benahm mir der Arzt alle Hoffnung. Ich rief in meiner Not zum hl. Joseph, hielt eine Novene, ging zur heiligen Kommunion und ließ eine heilige Messe zu seiner Ehre lesen. Auch versprach ich, meine Kinder zu ganz besonderer Verehrung des heiligen Joseph zu erziehen. Schon am dritten Tag trat eine Besserung ein, und ich kann dem hl. Joseph nicht genug für seine Hilfe danken.“ — „Bei meinen Angehörigen herrschte seit einem Jahre große *U n e i n i g k e i t*, alles Zureden war umsonst und es gab oft recht bittere, schwere Stunden. Zuletzt begann ich, angeregt durch die Lektüre des „Vergißmeinnicht“, eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und versprach eine milde Gabe für die armen Heidenkinder. Und welch' eine Freude! Schon nach der ersten Novene trat eine Wendung zum Besseren ein, ich hielt eine zweite, und jetzt ist alles wieder einig und gut.“ — „Ich war in einem Geschäft angestellt, wo ich nahe daran war, *G l a u b e n u n d U n s i c h e r h e i t* zu verlieren. Da nahm ich meine Zuflucht zum heiligen Joseph, und er verhalf mir zu einer anderen Stelle, wo

ich nun recht glücklich und zufrieden bin. Werde aus Dankbarkeit ein Missionsalmosen senden.“

„Wir kamen in letzter Zeit in *Z a h l u n g s - s c h w i e r i g k e i t e n*, so daß wir jeden Tag den Zusammenbruch unserer Existenz erwarteten. Da sagte ich mit meinem Mann ein rechtes Vertrauen zum hl. Joseph, und es lief alles so glatt ab, daß ich nicht genug darüber staunen kann. Dem hl. Joseph sei für seine Hilfe öffentlich unser aufrichtigster Dank gesagt!“ — „Ich wandte mich an den hl. Joseph, um eine passende *A r b e i t* zu bekommen, hielt eine Novene und versprach ein kleines Missionsalmosen. Schon am ersten Tag nach Schluß der Novene hatte ich die gewünschte Beschäftigung bekommen. Mit Freuden erfülle ich nun mein Versprechen.“ — „Infolge einer Bürgschaft, die ich geleistet hatte, drohte mir ein schwerer Verlust; doch der hl. Joseph, an den ich mich wandte, verhalf der schwierigen Angelegenheit zu einem günstigen Ausgang.“ — „Ich wandte mich in einem sehr schwierigen Anliegen an den hl. Joseph, betete namentlich jeden Mittwoch zu ihm und empfing zu seiner Ehre die heilige Kommunion. Seitdem wurde mir in ganz auffallender Weise geholfen. Ich lege 21 Mark zur Taufe eines Heidenkinds auf den Namen *J o s e p h* bei.“

Eine Mutter läßt sich also vernehmen: „Mein *S o h n* machte mir längere Zeit durch *T r o z* und *U n - g e h o r s a m* schweren Kummer. Ich ließ nun zu Ehren des hl. Joseph eine hl. Messe lesen, hielt eine Novene und versprach Veröffentlichung. Zu meiner größten Freude hat sich das Benehmen meines Sohnes bedeutend gebessert. Ich rate allen Lesern, die in ähnlicher Not sind, recht vertrauensvoll zum hl. Joseph zu gehen.“

Ein Dienstmädchen schreibt: „Ich war ein volles Jahr hindurch krank; die Ärzte konnten das eigentliche Wesen der Krankheit nicht erkennen und sprachen bloß von einem *n e r v ö s e n L e i d e n*. Da wandte ich mich an die liebe Muttergottes, an den hl. Joseph und den hl. Antonius von Padua und fand dann endlich einen Arzt, der den Sitz meiner Krankheit erkannte. Ich mußte mich einer schweren Operation unterziehen, die jedoch einen recht glücklichen Verlauf nahm. Jetzt kann ich wieder gottlob meine Hausarbeiten verrichten. Ein kleiner Rückfall mahnte mich an das Versprechen der Veröffentlichung, das ich nun voll Dank gegen die Heiligen erfülle.“ — „Auch mir hat der hl. Joseph schon oft geholfen, namentlich verhalf er mir jüngst zu einer guten *B e i c h t*. Lege 20 Mark als Missionsalmosen bei.“ — „Während des letzten Winters kam das „Vergißmeinnicht“-Blättchen wie durch Zufall in das Haus meiner Verwandten. Die Frau litt schon lange große *S c h m e r z e n a m B e i n*, konnte ohne Stöck nicht gehen und mußte öfters das Bett hüten. Der Artikel „Gehet zu Joseph“ weckte ihr Vertrauen, sie betete neun Tage lang mehrere Vater unser zu Ehren des hl. Joseph, und kurz darauf war ihr Bein wieder vollkommen heil.“ — „Mein Vater bekam ein *G e s c h w ü r i m A u g e*, das sich beständig verschlimmerte und ihm große Schmerzen verursachte. Er konnte infolge dessen fast nichts mehr arbeiten, und unsere ganze Existenz war in Frage gestellt. Ich hielt nun eine Novene zum göttlichen Herzen Jesu, zur lieben Muttergottes und zum heiligen Joseph, und siehe, schon nach ein paar Tag war das Uebel wieder verschwunden. Ich bin durch das „Vergißmeinnicht“ eine treue Verehrerin des hl. Joseph geworden und werde das liebe Blättchen, das schon seit Jahren in unserer Familie heimisch ist, überall empfehlen.“

„Ich war in großer Sorge wegen der Berufstreue eines jungen Mannes, der schon längere Zeit schwere innere Kämpfe zu bestehen hatte, so daß er nahe daran war, seinen schon erfaßten heiligen Beruf wieder aufzugeben. Nun aber hat er durch die gnadenreiche Fürbitte des hl. Joseph glücklich gesiegt und neue Freude zu seinem hl. Berufe bekommen. Dem lieben hl. Joseph und seiner unbefleckten Braut sei hiefür unser innigster Dank gesagt! Die genannten Heiligen haben auch mir schon oft geholfen in leiblicher und geistiger Not, und ich rufe daher allen Bedrängten zu:

Gehet zu Joseph, dem Vater der Armen,
Er heilet den Kummer und bannet den Schmerz!“

Anfangs Oktober 1913 brachte uns ein Dienst die Summe von 60 Mark. (!) Er sagte, er habe ein schweres Anliegen gehabt und habe, nachdem er es recht vertrauensvoll dem hl. Joseph empfohlen, sofortige Erhörung gefunden. Obigen Betrag spendete er zu

Ehren des hl. Joseph und Antonius als Missionsalmoosen. — Ein freiresignierter Pfarrer und B. Geistl. Rat läßt sich also vernehmen: „Getreu dem Worte der heiligen Schrift „Gehet zu Joseph“ ging auch ich mit meinem Anliegen zum hl. Joseph, verrichtete nach Meinung mehrere Novenen und gelobte für den Fall der Erhörung Veröffentlichung im „Bergheimnisch“, sowie die Uebersendung eines Beitrages für die Missionen. Es handelte sich bei diesem Anliegen um einen gewissen Herrn, der gegen meinen Willen und trotz seines hohen Alters fort wollte. Wider alles Erwarten nahm diese Angelegenheit einen ganz günstigen Ausgang. Tausendmal Dank dem großen Fürbitter in jeder Not, dem hl. Joseph!“

Es liegen noch viele andere, ganz ähnlich lautende Berichte auf unserem Redaktionsstische, doch wegen Mangel an Platz müssen wir deren Veröffentlichung auf die nächste Nummer verschieben.



Des Kindes Gebet.

Eine Weihnachts-Erzählung.

Der Maurer Walter war kein Kind des Glücks. — Von Jugend auf an Arbeit, an harter Arbeit gewöhnt, arbeitete er gern und war mit seinem sehr bescheidenen Los zufrieden. Jetzt aber war die Zeit der Prüfung, die Zeit der Not gekommen! Der Arme, bei dem es heißt: „Aus der Hand in den Mund“, hat keinen großen Sparjak zuzusetzen, und der Winter ist kein Freund der Armut. So sah sich Walter, dem es in diesem Winter trotz aller Bemühungen durch die Ungunst der Zeitverhältnisse nicht gelingen wollte, Arbeit zu erlangen, erschrecklich schnell dem Elend gegenüber. Anfangs freilich hatte die Frau noch redlich das Ihrige getan, durch allerlei Arbeit, wo und wie sie sich ihr bot, die Not, den Hunger von den Thren fernzuhalten; doch dann hatte die zu große Anstrengung sie selbst aufs Krankenbett geworfen, und nun — kaum genesen, entkräftet von Mangel und von Sorge, was sollte nun aus ihnen werden?

Das hilflose Kleinste schrie nach Nahrung, der kleine Fritz sah blaß und elend aus, daß es ein wahrer Jammer war, und Mariandl, das älteste der drei Kinder, der Eltern lichter Sonnenstrahl und Liebling, hatte auch nicht mehr die gesunde, frische Farbe, die es sonst geziert.

Und man war im strengsten Winter — kein Geld, keine Arbeit, — kaum noch ein Stück Brot, kein Scheitchen Holz — was sollte daraus werden?

„Mutter, mich hungert!“ sagte Mariandl. „Gib mir doch ein Stückchen Brot!“

Und wie der kleine Fritz das Wort „Brot“ hörte, vergaß er sofort sein Spiel und wiederholte jammernd: „Brot!“

Der armen Mutter traten die Tränen in die Augen. „Wartet nur noch ein klein wenig, Kinder!“ sprach sie tröstend, — „dann kommt der Vater heim.“

Die arme Frau glaubte selbst nicht, was sie sagte. Wohl war ihr Mann schon seit Stunden fort, doch würde es wohl heute ihm anders gehen, als sonst?

„Mutter,“ fragte jetzt Mariandl, „meinst du, daß das Christkind auch zu uns kommt?“

„Vielleicht, mein Kind,“ sagte sie, „wenn du es recht schön bittest!“

Schritte ertönten jetzt auf der schmalen, steilen Stiege. Es war der Vater.

„Nichts — wieder nichts!“ sagte er, mit verzweifelungsvollen Mienen sich auf einen Stuhl werfend. „Wenn wir nicht betteln oder stehlen wollen, müssen wir alle Hungers sterben oder —“

Er schwieg, dann fuhr er fort: „Gott hat uns vergessen und verlassen, sonst nähme er sich unserer unschuldigen Kinder an, und ließe sie nicht Hunger leiden!“

„Lästere nicht!“ sprach bewegt Frau Walter. „Gott helfe uns aus unserer Not! Heißt es doch: Wo die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten: vielleicht hilft der Herr durch gute Menschen!“

„Gute Menschen!“ wiederholte bitter der Mann. „Wo sind die zu finden? — Nein, Frau, wenn nicht ein Wunder geschieht, so ist uns nicht zu helfen!“

Mariandl war indessen leise zur Türe hinausgeschlüpft.

Sie hatte von dem Gespräch der Eltern nur soviel gehört und begriffen, daß der Vater wieder nichts mit heimgebracht. —

Aber hatte die Mutter nicht gesagt, das Christkind käme vielleicht, wenn Mariandl es recht schön darum

bitte? Und darum schlich Mariandl sich zur Türe hinaus.

Die hohen Pforten des Domes standen noch geöffnet. Schüchtern trat Mariandl ein. Hier war's so ruhig und andächtig, hier wohnte ja der liebe Gott, und wo der liebe Gott wohnt, da kann ja auch das Christkindlein nicht ferne sein. Leise näherte sie sich dem Altare, und da war es ihr, als ob die Mutter Gottes ihr freundlich zunickte, die das holde Jesuskind auf ihrem Arme trug.

Das Mädchen kniete nieder, faltete die Händchen und betete, wie ein Kind nur beten kann, mit dem gläubigen, reinen Vertrauen einer unschuldsvollen Kinderseele.

„Lieb Christkindlein,“ sprach es mit halblauter Stimme, „ich bitte dich recht schön um eine Christbescherung! Schau, mein Vater und meine Mutter haben



Weihnachtspostbote. Von R. de Witt. Stichhof, Berlin 68.

gar kein Geld und können mir und dem Brüderlein und Schwesterlein nichts kaufen, und wir haben kein Holz und Brot. Gib uns doch einen Weihnachtsbaum mit Lichtern und Äpfeln, und eine Christbescherung wie den andern Menschen! Dein Haus im Himmel ist uns ja ganz nahe — du hast gar nicht zu weit zu uns — wir wohnen Marienstraße zehn, hoch in der Dachstube, und ich heiße Mariandl Walter! In deinem Hause im Himmel konnte ich dich nicht besuchen, lieb Christkindlein, denn die Mutter sagt, daß dorthin niemand kann, den du nicht selber ruffst, du und der liebe Gott und darum bin ich in dein anderes Haus gekommen, weil die Türen da hinein weit offen standen, und, nicht wahr, du hast mich auch gehört, und wirfst mein Mütterchen, das jetzt immer krank ist, gesund machen, und uns zum heiligen Christ beschenken? Eine Puppe hätte ich auch noch gerne — Amen!“

Das kleine Herz war erleichtert, das Kind stand jetzt auf und ging heim.

Sie hatte nicht bemerkt, daß nicht nur Gottes Auge sie gesehen, sondern daß auch eines Menschen Blick mit warmem Anteil auf dem dürftigen Kinde ruhte, und dessen gläubige Bitten mit offenem Ohr und offenem Herzen hörte. — Der Mann, der dort am dunkeln Pfeiler lehnte, war reich an Geld und Gut, und doch so arm und traurig. — Da schien des Kindes frommes Bitten ihm nun ein Wink von oben — heut' am Weihnachts-Heiligenabend.

Die Eltern daheim hatten Mariandl kaum vermißt. Arme Leute können nicht bei jedem Schritt und Tritt auf ihre Kinder achten, sondern müssen sie gar oft dem Schutzengel, der Kinder besonders gern begleitet, überlassen.

Auch ging das Kind, das alle, die es kannten, lieb hatten, häufig zu den Nachbarnleuten, die wenigstens so viel verdienten, um ein warmes Stübchen und ihr tägliches Brot zu haben.

Der Vater hatte, ermüdet von Mangel und Umherlaufen, sich auf's Bett geworfen, und brütete in dumpfem Grolle über sein Schicksal nach. Die beiden kleinen Kinder suchten und fanden Vergessenheit gegen das Erdenleben im Schlaf. Nur die arme Mutter müht sich vergeblich ab, irgend etwas zu ersinnen, was augenblicklich Hilfe schaffen könnte. Vielleicht borgt eine gutherzige Nachbarin, vielleicht borgt der Krämer an der Ecke drüben noch ein einziges Mal. O, ein Mutterherz ist ja unerschöpflich, wenn es gilt, der Ihren Not zu lindern! Hatten sie denn wirklich gar nichts mehr? Ja — das Gebet, den Glauben hatten sie noch an die Allmacht Gottes und das Vertrauen auf seine unendliche Güte. Ein inniges Gebet stieg in dem Herzen der armen Frau zum Himmel auf.

Da kamen schnelle, kleine Kinderfüße leicht die steile Treppe heraufgeklüfft — Mariandl war's — ihre Augen leuchteten erwartungsvoll.

Mutter, war das Christkind noch nicht hier?

Der armen Mutter tat das Herz weh bei des Kindes Frage. Ach, sie hatte ja nicht einmal eine warme Suppe für die armen Kleinen, heut am Weihnachtsabend.

„Mariandl,“ sagte sie, „geh hinunter und frage“ — weiter kam sie aber nicht.

Trapp, trapp, trapp! kam's die Stiege herauf.

„Das ist das Christkind!“ rief Mariandl voll Entzücken.

Doch niemand kam herein. — Es polsterte hinunter, gerade wie's heraufgekommen war.

Mariandl machte ein wenig die Tür auf.

„Mutter! Mutter!“ rief sie jubelnd. „O komm, o schau, das Christkindlein hat uns nicht vergessen, hat auch uns beschenkt!“

Erstaunt traten die Armen näher — auch der Vater erwachte aus seinem dumpfen Dämmern — und beide trauten ihren Augen kaum. — Da leuchtete ihnen ja aus der Dunkelheit ein großer, heller Korb entgegen, und obenauf lag ein weißer Zettel mit den Worten:

„Für Mariandl Walter vom Christkindlein!“

Was der Korb enthielt, das war genug, um die Not der Armen für Tage fern zu halten, doch auch der gewünschte Tannenbaum mit Lichtern fehlte nicht, und Äpfel, Nüsse, sogar die Puppe — alles war dabei!

Mariandl war ganz außer sich vor Jubel; doch endlich erzählte sie den ganz fassungslosen, tiefbewegten Eltern, daß sie vorhin das liebe Christkind in seinem eigenen

Gotteshaufe aufgesucht und es dort recht schön gebeten habe, doch auch ihnen heute etwas zu beschenken.

Frau Walter faltete die Hände zum Gebete und sprach mit leisem Vorwurf zu dem gerührten und beschämten Manne, dem die Tränen in die Augen traten: „Siehst du wohl, unser Herrgott läßt noch Wunder geschehen! — Er wird auch weiter helfen!“

Und er half. Das heilige Weihnachtsfest führte einen Besuch ins Dachkammerlein, der Arbeit und Hilfe aus der Not brachte, nachdem er alles Nähere erfahren hatte.

„Eurem Kinde dank ich's,“ sprach er, „daß auch ich Weihnachten gefeiert habe, trotz Einsamkeit und Kummer!“

Nun wußten auch der Maurer und seine Frau, wer des Christkinds Bescherung ihnen zugesendet; Mariandl aber bleibt dabei, daß das Christkindlein nur gekommen sei, weil sie es in seinem eigenen Hause aufgesucht und es gerade noch daheim gefunden und so schön gebeten habe. Und im Grunde war's auch so!

Kaffrische Sprichwörter.

„Er weint mit einem Auge,“ d. h. er ist nicht aufrichtig.
„Du zündest Feuer an und gehst davon,“ (wird mit Vorliebe von einem Menschen gesagt, der durch Zwischenträgereien Haß und Feindschaft stiftet).

„Die Mauern sind zusammengestoßen,“ d. h. zwischen zwei großen Persönlichkeiten hat sich ein Streit entsponnen.

„Die Köpfe sind abgeschnitten; das übrige mag auf sich beruhen.“ (Die Hauptsache ist getan, das weitere ergibt sich von selbst.)

„Der große Name macht noch nicht den großen Mann.“

„Du fackest Feuer an im Wind“, d. h., du treibst ein gefährliches Spiel.

„Der hartnäckige Mann gewinnt erst Einsicht, wenn er Blutflecken sieht.“

„Baum und Zügel werden niemals müde.“ (Das Reisen nimmt kein Ende.)

„Ein Dieb fängt sich selbst“, d. h., er kommt einmal sicher ans Tageslicht.

„Gestohlenes Gut mehrt sich nicht.“

„Menschenblut ist schwer.“

„Wenn ein Mensch heimlich ermordet wurde, wird das Gras im Felde es verraten.“

„Zorn ist eine Hitze, die sich selbst verbrennt.“

„Das ausgeleihe Messer kommt nie allein zurück“, d. h., Almosengeben macht reich.

„Der Tod respektiert auch den König nicht.“

„Die ergiebigsten Quellen sind oft langsam im Kommen.“

„Im Hause des Streitlüchtigen lebt Mangel.“

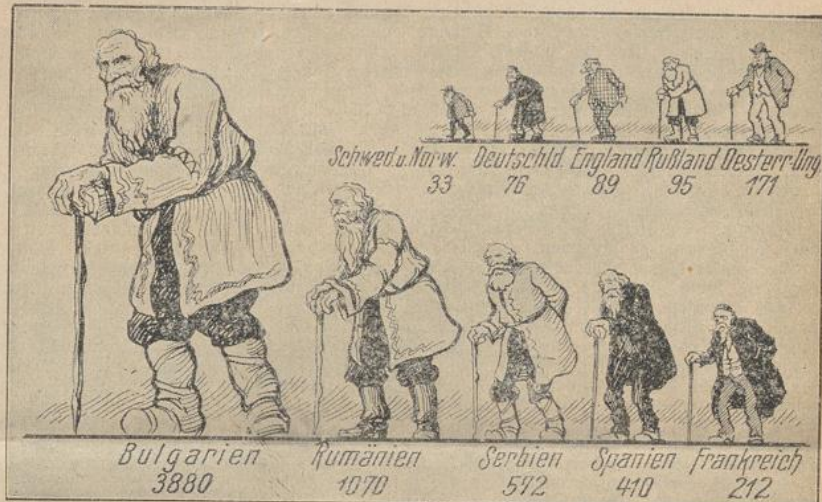
„Zwei Hunde lassen den Fuchs nicht entkommen“, (Einigkeit macht stark.)

„Ein guter Name gibt einen gesunden Schlaf.“

Der Regenschirm.

(Aussatz des kleinen Karl Lehmann.)

Der Regenschirm ist zum regnen un viele andre Dinge. Man nennt ihn auch Parapfüi. Es gibt auch wenn die Sonne scheint doch dann heißen Sie Sonnenschirme. Manchmal regnet's wenn man einen Sonnenschirm mit hat. Dagegen hat der Regenschirm eine Kriete, einen Stod un noch was überspanntes was man auf un zu klappen kann. Wenn großer Sturm is schnappts auch manchmal über. Dann is er kapputt. Wenn mann Geburtsdach hat dann is man gespannt wie ein alter Regenschirm. Das is nemlich eine redens Art. Außerdem wird er auch zum stehen Weiben gebraucht. Ueberhaupt die verstreuten Profässer. Wo es vile



Statistik der Hundertjährigen.

Stichortel, Berlin 08.

ulliche Weise gibt. Wir haben zuhause bloß einen aber der hat ein zerritznes Loch. Auf dem Markte haben sie große aber daß sind andre. Der Nutzen ist also sehr groß.

Briefkasten.

Für alle zugunsten der Mission eingelaufenen frommen Spenden sagen wir unsern geehrten Wohltätern unsern innigsten Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott!“ Die Empfangsbescheinigung erfolgt durch die zuständige Mariannhiller Missionsvertretung; eine Veröffentlichung im Vergeltmeinnicht findet nur in besonderen Ausnahmefällen statt.

Manche Leser des Vergeltmeinnicht sind mit ihrem Abonnementbetrage noch rückständig. Man vergesse nicht, daß der bescheidene Reingewinn für die armen Heidenkinder bestimmt ist.

Die Mehrzahl der eingesandten Gebetsempfehlungen und Dankfagungen können wir aus triftigen Gründen nur mit der bloßen Ortsangabe veröffentlichen. Man möge daher bei derartigen Berichten nicht versäumen, den Namen des betr. Ortes beizufügen.

N. N. Betraa von 3000 Mk. mit der bewußten Bestimmung dankend erhalten. — Hl. Joseph bitte für uns!

Aus Koblenz 20 Mk. zum Dank und zur Ehre des hl. Joseph für Hilfe in einem großen Anliegen dtd. erhalten. Mellrichstadt, 20 Mk. zur Taufe eines Heidenkinds auf den Namen Joseph dtd. erhalten.

Sagven, 21 Mk. für ein Heidenkind dtd. erhalten.

Ohrenbach, Betrag für ein Heidenkind m. N. Antonius dtd. erhalten. Nürnberg, Jubiläumsmosen erhalten. Königsfeld. Da das Couvert Ihres Briefes den Poststempel Königs-

feld trägt, der Brief selbst aber keinen Ortsnamen und keine Unterschrift enthält, können wir Ihnen selbstverständlich nicht antworten. S. W., 100 erhalten. Immenstadt, Betrag für ein Heidenkind als Dank für Gebetsanhörung erhalten. Niederriedel, erhalten.

Br. Cassian dankt den lieben Wohltätern in Buffalo-N.-Y. und allen lieben Wohltätern in Europa für die den Kindern in Triaschill gesandten Weihnachtsgeschenke.

Dankfagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Mariannhill und M.-Ratich in Südafrika, Römers-
bag, Würzburg, Neuburg a. D., Rempten, Klimmach, Wer-
dingen, Eitenheim, Weingarts, Kappel, Starnberg, Neustadt,
Wasserlofen, Weiskirch, Westerhausen, Altmstadt, Schweg-
ingen, Neufkirchen, Tirschenreuth, Schonach, Jordanbad,
Salzschlitz, Dorfen, Wilsed, Edesheim, Höttingen, Winona-
Minn., St. Paul-Minn., Brooklyn-N.-Y., Springdale-Pa.,
Monroe-Mich., Gornville-Iowa, Forchheim, Pfaffenheim,
Mehlsack, Frillingen, Ruckbach, Gebweiler, Rymphenburg,
Wolfsried, Waldstetten, Staffelsheim, Schönan, Ludwigshafen,
München, Ruckdorf, Umkirch, Boffed, Altdorf, Eiders, Wil,
Lichtenfels, Gerlau, Ugnach, Brügg, Burgrieden, Jonen,
Geis, Appenzell, Luzern, Bonn-Endenich, Köln, Frankfurt,
Weiden, Mainz, Cleve, Willingen, Benrath, Elberfeld,
Friedrichshil, Lette, Driburg, Uder, Derlos, Mühlheim a.
d. Ruhr, Wolf-Bohwinkel, Sulzweiler, Brohl, Rheide, Eiben-
born, Aachen, Krefeld, Elgendorf, Aldenhoven, Raderborn,
Düsseldorf, Edelenz, Hausstadt, Gressenich, Gelsenkirchen,
St. Vith (Eifel), Semmering, Wenigzell in Steiermark,
Bordernburg, St. Ulrich in Gröden, Kelling, Wien, Feld-
bach, Schönbrunn in Böhmen, Hengstlerben, Eggendorf,
Patriasdorf in Tirol, Ebersdorf, Parnschowitz, St. Gallen,
Kirchberg, Brig, Gossau, Jannwil, Basel, Altdorf, Rürich,
Verschis, Ramien, Flums, Züberwangen, St. Fiden, Ober-
äckeri, Müti, Buttisholz, Lax, Unterach, Albstätten, Goldbach,
Unterägeri, Geis, Steinen, Staab, Sarnen, Nüzwil, Schwyz,
Rebstein, Gerlau, Eberdingen, Meienthal, Fislisbach, Berg,
Gams, Aachen, Nafels, Muri, Meien, Loo, St. Niklausen,
Einfiedeln, Eggersteden, Wil, Willisau, Bürenlos, Würen-
lingen, Rastau, Bremgarten, Unterrain, Rüschbach, Elch-
weiler, Menden, Ohlig, Niedergerbrück, M.-Glabbach, Birgel,
Lette, Aßbeck, Köln, Herntrop, Reut, Schwede, Otterwid,
Freienbruch, Tönsberg, Loope, Hüsten, Güzgenich, St. Ven-
dal, Landskron, Erlbach, Ohrenbach, Egingen a. D., Ach-
dorf, Langenleiten, München, Engen, Aligheim, Mühlbach,
Gosling, Neudenaun, Immenstadt, Birkenfeld, Hohenkann,
Starnberg, Schönan, Deidesheim, Brummath, Neustadt,
Baden, Wasserlofen, Olmütz, Dorf, P. Niedau, Mühlbach,
Kottweil, Stuttgart-Blücherstraße, Dietenheim, Högldorf,
Wilhelm, Zell b. Gg., Gaultshofen, Aligheim, Langheim,
Zimmern, Heiterstheim, Konstanz-Brauneggerstr., Ottenhöfen,
Eggensfelden, Bad Reichenhall, Wildbad, Roggenburg, Eisen-
tal, Würzburg, Zell a. H., Mülhausen, Garbheim, Köllbach,
Aign, Krensheim a. G., Graßau, Felix, Gries am Brenner,
Bodenwöhr, St. Norromäus-Stift, Konig, Zaborze, D.-Schl.,
Kleß, D.-S., Gläfen, Breslau, Reisse-Neuland, Gr.-Dom-
browka, Buslawitz, Volpersdorf, Loslau, Neustadt, D.-Schl.,
Murau, Linz, Karlsbad, Moskowitz, Teplitz-Schönan, Benjen,
St. Josef b. Staina, Nemet-Kerehtes, Dittersdorf b. Fried-
land, St. Martin, Paffier, Lobendau-Böhmen, St. Georgen
a. Gufen, Kirchberg a. d. Rielach, Budigsdorf-Böhm., Curats-
feld, Nicin-Böhmen, Neuhofen a. d. Kremß, Ehrenhausen-
Steier, Böhmißkru, Graz, Klopschen, Frohnleiten, Haiders-
hofen, Stainz, Jungbuch, Fehring, Temesvar, Steyr.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohl-
täter-Mehlbundes sind gestorben und werden dem frommen
Gebete unserer Leser empfohlen:

Anna Knidl, Freilassing. Maria Ehrhard, Steinburg.
Kasper Keiler, Landau-Pfalz. Michael Ringer, Aligheim.
Theres Sigrin, Reischach. Gg. Ab. Staubinger, Witterda.
Kath. Ebert, Wolfshausen. Schmiedemeister Vitus Müller,
Gerbertingen. Joh. Georg Kiefer, Schönan. Johann Gierl,
Darshofen. Josef Gabel, Arzweiler. Frau Gärtner, Lindau.
Katharina Zeh, München. Sebast. Wiesner, Maria Keller,
Marg. und Sabina Reith, Vinsbach. Andreas und Anna
Maria Keller, Gänheim. Fr. Dennerlein, Bamberg. Theres
Fritsch, Kleingöft. Maria Zimmermann, Schlierstadt. Adolf

Herrmann, Zell. Johann Ströbl, Rinnenthal. Elisabeth
Weinmann, Hedendalheim. Kath. Moll, Kath. Keupp, Zp-
hofen. Maria Schmid, Wurmlingen. Barbara Meiler,
Schönlind. Theres Dobmeier, Landshut. Josefa Schopperle,
Freiburg. Ant. Merth, Fr., St. Cosman. Joh. Herbert,
Fr., Maibach. Bitt. Eberle, Windelsheim. Anna Deichauer,
Oberursel. Eduard Ries, Mergentheim. Amalie Luz, Wein-
garten. Agatha Lauderer, Rymwiler. Joh. Boscher, Ertingen.
Kath. Zeh, München. Joh. Hauser, Aindling. Joh. Wilh.
Orth, Widen. Marg. Schnappauf, Napoldengrim. Regina
Gehinger, Nienburg. Monika Bühler, Rottenmünster.
Nosa Kath. Scheer, Würzburg. Anna M. Schmitt, Etsab.
Blum, Binningen. Karl Schmid, Gerlenhofen. Marg. Wall-
rapp, Theilheim. P. Sturmius, Mariannhill. Joh. Peter
Deeak, Diefirch. Elisabeth Schoiff, Lord a. Rh. Franziska
Hoflerlin, Wilh. Egidius Winkhold, Rott. Frau Mich. Doo-
Brinzurley. Frau Kenn, Köln-Nippes. Frau Anna Vogt,
Ehringhausen. August Wiese, Niedersiedenberg. Adolf Dorr,
Heusweiler. Peter Wolf, Heddendorf. Konrad Hagen,
Frohnhausen. Wwe. Nikol. Jungen, Schallentmehren. Wwe.
Lüding, Döhrup. Heint. Herrmann, St. Tönis. Anna
Anna und Stefan Schallenberg, Esh. Jos. Karoline Jansen,
Rheinberg. Agnes und Peter Krämer, Poulheim. Frau
Anna Steinbach, Hadeswagen. Hubertine Schmitz, Düren.
Karl Linden, Dahlhausen. Joh. Müller, Rorchhausen. Agnes
und Anton Stember, Horst. Joh. Jos. Simons, Oberwolfert.
Anna Scheuer, Köln. Edmund Siers, Altdorf. Johann
Junker, Endeln. Franziska Gmünder, Gonten. Gräfin
Hertha von Ingenheim. Jos. Arnold, Nichtenal. Karolina
Huber, Genf. Jos. Ethger, Stans. J. Zimmermann, Witten-
bach. Kath. Rude, Sulz. Frau Haag, Waldkirch. Karolina
Abbt, Barmeswil. J. A. Föhler, Schwarzenegg. Gustav
Föhler, Appenzell. Maria Huber und Josef Glogner, Alt-
ötting. Franz Schedenberger, Gmunden. Anton Schedl,
Hollaszele, Ungarn. Anna Weber, Freistadt, D.-D. Josef
Gibler, Bistraf b. Politschka. Juliana Prem, Rischelsdorf,
Steiermark. Anna Huber, W. Matrei. Johann Eimer,
Sexten. Serafine Burkthofer, Weiz. Josef Scherfler,
Mettmach. Emilie Theuile, Anton Peer, David Unter-
wegen, Georg Perle, Josef Gostner und Maria Grunfreicher,
Innsbruck. Mrs. J. Morlod, Buffalo-N.-Y. John Sochner,
Rochester-N.-Y. Peter Maier, New-Hampton-Iowa. John
Boerischbeck, Nord-Island-Fl. Magdalena Schaul, Pitts-
burgh-Pa. Magdalena Grobbuch, Iron-Mountain-Mich.

„Die Himmelsleiter“,

unser in der November-Zummer 1913 zum erstenmale an-
gekündigtes Gebetbüchlein, hat sich schon viele Freunde er-
worben. Aus verschiedenen Kreisen gingen uns schon überaus
anerkennde Urteile zu. „So ein schönes Büchlein ist mir
noch gar nie zu Gesicht gekommen.“ schreibt uns ein Wohl-
täter unserer Mission, „die trefflichsten Anleitungen zu einem
frommen, religiösen Leben sind darin in schönster Harmonie
mit den mannigfachen Gebeten und Andachtsübungen ver-
eint.“ Eine langjährige Darsagmeinnicht-Leserin wollte sofort
20 Exemplare haben; „zwölf davon sind schon bestellt.“ er-
klärte sie, „und auch für die übrigen will ich bald einen Ab-
nehmer finden.“

Wer will das handliche, mit mehr als 20 sinnigen Bildern
ausgestattete Büchlein kaufen, wer beifällig sein, es auch in
freundschaftlichen, in Schulen und religiösen Anstalten zu ver-
breiten? Ein gutes Buch ist ein großer Schatz, recht benötigt
wird es jedem zu einer wahren „Himmelsleiter“ werden.

Der bescheidene Reingewinn ist für die armen Heiden-
kinder bestimmt.

Preis für Deutschland, gebunden in Leinwand mit
Rotschnitt 1 Mk., in Leder mit Goldschnitt 1.75 Mk.; für
Oesterreich 1.20 Kr., bezw. 2.10 Kr.; für die Schweiz
1.25 Fr., bezw. 2.20 Fr.; für Amerika 30 cts., bezw. 50 cts.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission
ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen
sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post
Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf-
und Firmischein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzugnis
des Seelsorgers und eventuelle Arbeits- und Studienzugnisse.

Redaktionschluss am 15. November 1913.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.